



Alexander Philipp Mayer
Der Schwebende
Roman

Königshausen & Neumann

Mayer — Der Schwebende

Alexander Philipp Mayer promovierte in den Fächern Politikwissenschaft, Geographie und Neuere Geschichte. Er ist Autor einer Vielzahl von Veröffentlichungen, langjähriger Mitarbeiter im kollaborativen Autorensystem Wikipedia und führt für den Nürnberger Verein Geschichte Für Alle über Stätten historischer Begebenheiten wie dem nationalsozialistischen Reichsparteitagsgelände.

Alexander Philipp Mayer

Der Schwebende

Roman

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2023

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: DanThornberg; Silhouette © envato.com

Bindung: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-7962-7

eISBN 978-3-8260-7963-4

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de



Der Schwebende

*Du interessierst Dich nicht für den Krieg?
Aber der Krieg interessiert sich für Dich.*

Michael Walzer und Fannie Hurst
(oft fälschlich Leo Trotzki zugeschrieben)

Ein Rondell aus 42 Millionen Ziegelsteinen umgab Engelbert und gut zwanzig junge Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr. Die unfertige Kongresshalle sollte die größte freitragende Halle der Welt werden, gedacht »auf Jahrtausende« als zentrale Parteistätte der NSDAP und als Aufbewahrungsort der mittelalterlichen Reichskleinodien. Geblieben ist ein gewaltiger, verstörend öder Innenhof.

Orte liegen im Fokus, Unorte seien hingegen die »Unschärfen im öffentlichen Raum«, so hatte es Engelbert gelesen. Wie ließ sich dieses eigenartige Rondell einordnen?

Unort bleibt die Kongresshalle insofern, als das Bauwerk für immer mit Gewalt und Terror verbunden sein wird.

In dieser Halle wollte sich Hitler vom Schicksal gesandt inszenieren: »Das ist das Wunder unserer Zeit, dass Ihr mich gefunden habt unter so vielen Millionen! Und dass ich Euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück!«

Kaum eine andere Stadt ruft mehr Erinnerungen an die Zeit des sogenannten »Dritten Reichs« wach als Nürnberg. Heute eine Provinzstadt, so war es im Mittelalter eine der reichsten und größten Städte Europas, von 1933 bis 1945 jedoch ein Ort, wo sich die Untiefen des Zeitgeistes fokussierten. Hitler bestimmte sie zur Stadt der Reichsparteitage, die wichtigste Veranstaltungsreihe im nationalsozialistischen Festkalender. Im Rahmen dieses Propagandaspektakels erließen die Machthaber die gegen Juden gerichteten Nürnberger Gesetze. In Nürnberg erschien das Hetzblatt »Der Stürmer«, im Zweiten Weltkrieg zerstörten die Alliierten die historische Innenstadt. Und hier schließlich zogen die Siegermächte viele der bedeutendsten NS-Täter zur Rechenschaft, was als Nürnberger Prozesse in die Rechtsgeschichte einging. Nürnberg gilt seitdem als Geburtsort eines neuen Völkerrechts.

Diese und andere Worte verhallten im Ziegelsteinrondell. Engel-

bert hatte eine laute Stimme, so dass sich mitunter Kollegen mit anderen Gruppen vom Widerhall gestört fühlten und ihn zur Senkung seiner Stimme ermahnten.

Ulrich Maly, ein früherer Oberbürgermeister der Stadt, charakterisierte die Kongresshalle und andere Bauten am ehemaligen Reichsparteitagsgelände als »beispiellose Herrschaftsarchitektur« und »authentische Lernorte von herausragender Bedeutung in der nationalen und internationalen Erinnerungslandschaft.« Engelbert zitierte ergänzend aus einer Stellungnahme des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege zur Kongresshalle: »Gerade durch seine Größe und Leere veranschaulicht der Innenhof die Megalomanie der nationalsozialistischen Ideologie sowie deren Scheitern. Jegliche Möblierung dieses in sich so aussagekräftigen Raumes würde diese Botschaft erheblich schmälern.«

Der fast fertigen Außenfassade konnte man im Gegensatz zum Innenhof eine gewisse Ästhetik nicht absprechen. Der Architekt hatte sich vermutlich in erster Linie vom Marcellustheater in Rom inspirieren lassen, dessen Fassade erste wenige Jahre vor Baubeginn der Kongresshalle freigelegt worden war. Freilich drängten sich den meisten Besuchern eher Bezüge zum bekannteren Kolosseum auf.

Er ging sodann mit seiner Gruppe über die große Aufmarschstraße und am Südostufer des Dutzendteiches entlang zur Zeppelintribüne, zum »Altar des Führers«. Die Gestaltung der Tribüne sei vom Pergamonaltar beeinflusst, das zumindest behauptete ihr Architekt Albert Speer. Zwei seitliche Kopfbauten, die Engelbert als Pylone bezeichnete, rahmten die von einem Mittelrisalit unterbrochene Tribüne ein.

Pfeilergalerien verbanden ursprünglich die Pylone und den Mittelrisalit. Leider ließ Andreas Urschlechter, der damalige Oberbürgermeister, die Galerien 1967 per dringlicher Anordnung sprengen, angeblich wegen Baufälligkeit. Es ging wohl eher um die Entsorgung unliebsamer Geschichte, denn klassische Doppelmäander an der Decke bildeten Hakenkreuze oder konnten zumindest so interpretiert werden, was zunehmend für Ärger gesorgt hatte.

Auf dem Mittelrisalit befand sich die Rednerkanzel von Hitler und Konsorten. Wahrscheinlich sah Albert Speers Choreographie

vor, dass Hitler ähnlich wie die römischen Gottkaiser durch eine zentrale Tür oberhalb der Rednerkanzel ins Freie treten und dann herabsteigen sollte. Dazu wäre er erst an der Rückseite der Tribüne angefahren, in den Goldenen Saal innerhalb des Mittelrisalits eingetreten und von dort zu dieser Tür aufgestiegen. Hitler fuhr jedoch stets mit seinem 7,7 Liter-Mercedes-Benz auf der Schauseite der Tribüne vor und stieg außen hoch, wohl um sich als Mann aus dem Volk kommend und vom Schicksal ausersehen zu inszenieren.

Das für den Goldenen Saal namensgebende Deckenmosaik war ein Werk von Hermann Kaspar. Ein Künstler, den die Nationalsozialisten auf die sogenannte Gottbegnadeten-Liste setzten. Dort führten Hitler und Goebbels die angeblich unverzichtbaren und in ihren Augen bedeutendsten Künstler auf. Die Goldmosaik-Steinchen kamen vermutlich aus Murano nahe Venedig, so die Meinung eines einschlägigen Künstlers, den Engelbert befragt hatte.

Der Raum bestand ansonsten aus Lahnmarmor, wie er einer zeitgenössischen Veröffentlichung entnommen hatte. Dieser vorwiegend an der Lahn in Hessen und Rheinland-Pfalz gewonnene Kalkstein wird seit 1970 nicht mehr kommerziell verwendet. Eine Zeitlang dachte Engelbert, der dunkelgraue Boden sei aus einem anderem Material, vermutlich Porphyr, weil er sich farblich so stark von den cremefarbenen Wänden mit den für Lahnmarmor typischen roten Ausblutungen abhob. Recherchen im Lahn-Marmor Museum im hessischen Villmar hatten ihm jedoch gezeigt, dass dieses aus einem 380 Millionen Jahre alten Riff entstandene Gestein in sehr variablen Farbtönen vorlag und so Boden und Wände vermutlich aus dem gleichen Material bestanden. Eine endgültige Klärung dieser Detailfrage stand jedoch noch aus, er wollte dazu die Sachverständigen konsultieren, die wegen der projektierten Sanierung der Zepelintribüne das Gebäude sehr genau unter die Lupe nahmen. Lahnmarmor wurde weltweit in repräsentativen Gebäuden verwendet, so zum Beispiel im New Yorker Empire State Building.

Engelbert führte die Gruppe über den dunklen Boden, die Strukturen ließen das urzeitliche Riff aus der Entstehungszeit des Gesteins erahnen. Er öffnete eine der gut fünf Meter hohen Türen der Rückfront. Vor den Türen standen zwei Werke des Künstlers Hans-

Jürgen Breuste, Overkill I und II hießen die beiden recht großen Installationen.

Engelbert erklärte, dass sie mit dem »Symposion Urbanum« im Jahre 1971, einem Bildhauersymposium anlässlich des 500. Geburtstags Albrecht Dürers, nach Nürnberg gekommen waren und aus amerikanischem Militärschrott bestanden. Sie standen zunächst vor einer Nürnberger Grundschule und befinden sich seit 1988 hier an der Rückwand der Zeppelintribüne.

Breuste fertigte die beiden Overkill-Objekte aus Panzerplatten, Kanonenrohren, Heizungselementen und Kartuschenbehältern, die er beim linken Objekt aus einem Trichter, einem gewaltigen Nachfüllstutzen für eine Heizungsanlage, den Betrachtern entgegenstürzen lässt. Breuste hatte dazu den Nürnberger Trichter umgedreht: »Uns fallen die perversen Ergebnisse dessen in den Schoß, was einmal einer Generation – vielen Generationen – eingetrichtert wurde,« so der Kunsthistoriker Wieland Schmied, dozierte Engelbert.

Die Methode des Künstlers sei, laut Schmied, »nicht zu artikulieren, sondern zu akkumulieren, Gegenstände anzuhäufen, vor uns aufzuhäufen wie Fragen, bis sie drückender, immer drängender, immer unabweisbar werden. Er gibt nicht vor, mehr zu wissen als wir. Er will nicht überreden und er ist kein Agitator. Er bietet keine patenten Lösungen an, keine Idole und keine Ideologien. Er mahnt uns zu Geduld, zu ausdauernder Beschäftigung. Er hat sich auf den langen Marsch begeben. Er sucht. Er fragt. Er lebt. Breustes Arbeiten sind, richtig verstanden, unsere Arbeiten. Wir werden uns nicht leisten können, sie nicht zu leisten.«

Nun hatte sich Engelbert mit seinem Breuste-Exkurs thematisch und didaktisch total vergaloppiert. »Gibt es Fragen?« meinte er scheinheilig zu den Soldaten. Die überraschende Frage kam prompt: »Was ist ein Nürnberger Trichter?«

Ein Anflug von Panik erfasste ihn, er suchte in den hintersten Windungen seiner grauen Zellen eine Antwort. Er konnte einigermaßen korrekt antworten, dass der Begriff auf den Titel eines Lehrbuchs für Poetik des Nürnberger Dichters Georg Philipp Harsdörffer zurückgeht und heute eher scherzhaft eine mechanische, automatisierte Weise des Lernens und Lehrens bezeichnet, mit der

Lerninhalte ohne Anstrengung eingetrichtert werden können. Wäre Engelbert in jener Zeit nicht nahezu jeden Tag an der Harsdörfferstraße vorbeigefahren, dann hätte er es wohl nicht so detailliert gewusst. Ein großflächiges Sgraffito dort würdigt den Dichter.

Zufrieden, wie er sich aus der Affäre gezogen hatte, lief Engelbert mit der Gruppe wieder zurück zur Kongresshalle und ging in das dort untergebrachte Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände. Vor einigen Tafeln und einer Bodenvitrine mit Inflationsgeld erzählte er von der problematischen Situation der Weimarer Republik: Der verlorene Weltkrieg, zwei Millionen Gefallene, ein Heer von Invaliden und Hinterbliebenen, enorme Staatsschulden und Kriegsfolgelasten, der erzwungene Friedensvertrag und dessen schwerwiegende Bedingungen, die als Demütigung empfunden wurden. Der Erste Weltkrieg hatte ein traumatisiertes Land hinterlassen, das in seinem ganzen Selbstverständnis erschüttert war.

Engelbert ritt sein Steckenpferd und betonte wie bei jeder Führung, dass der Schlüssel und die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts eben nicht der Zweite, sondern der Erste Weltkrieg sei. Aus ihm entstand Faschismus, Nationalsozialismus und die Sowjetunion, die Monarchien in Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland wurden weggefeht. Polen, die Ukraine, Jugoslawien und andere Staaten entstanden neu oder wieder, der Grundstein des Aufstiegs der USA zur Supermacht wurde gelegt. Selbst die Wurzeln des Nahostkonflikts kräuseln sich im Substrat dieses europäischen Bürgerkrieges.

Und Hitler? Es sind kaum antisemitische Äußerungen Hitlers aus dem Ersten Weltkrieg überliefert, manche Zeitzeugen behaupten sogar, er sei bis 1918 nicht überdurchschnittlich antisemitisch eingestellt gewesen. Dafür spricht, dass er das Eiserne Kreuz I. Klasse dem jüdischen Leutnant Hugo Gutmann aus Nürnberg verdankte. Wenn sich Hitler antisemitisch exponiert hätte, dann wäre das doch sehr unwahrscheinlich gewesen, argumentierte Engelbert. Seine Radikalisierung resultierte aus der unerwarteten schweren Niederlage, die sein einziges persönliches Erfolgserlebnis relativierte. Wie die Rechten in ganz Deutschland, ging er vor allem nach Kriegsende auf die Suche nach geeigneten Sündenböcken.

Die Gleichsetzung von Demokratie und Republik mit Kriegsniederlage und politischer Unfähigkeit geriet zu einem wirkungsvollen Mittel rechtsextremistischer Agitation. Bis 1923 herrschten in Deutschland chaotische, zeitweise bürgerkriegsähnliche Zustände. Aufstände und politische Morde gehörten zum Alltag, die kriegsbedingte Hyperinflation in den Jahren 1922 und 1923 brachte die Mittelschichten um ihr Geldvermögen. Nur in den Jahren 1924 bis 1929 schien die Republik auf einen grünen Zweig zu kommen. Die 1929 einsetzende Weltwirtschaftskrise zerbrach ihn, 1932 waren über sechs Millionen Menschen ohne Arbeit und ohne hinreichende soziale Versorgung.

Adolf Hitler und seine Partei versprachen einfache Lösungen für komplizierte Probleme, die nebulöse Utopie eines Dritten Reiches sollte alles Leiden an der Gegenwart ein Ende bereiten.

Engelbert betonte nochmals die Ursprünge im Ersten Weltkrieg, hier konnte er aus dem Vollen schöpfen: Faschismus und Nationalsozialismus bezogen wesentliche Teile ihrer besonderen Prägung und ihrer Legitimation aus diesem Krieg. So schrieb der bekannte britische Historiker Ian Kershaw zu diesen Bezügen: »Ohne den Ersten Weltkrieg und dessen Hinterlassenschaft ist das Dritte Reich nicht denkbar. Die Popularität des Nationalsozialismus hatte entscheidende psychologische Wurzeln, die ohne dieses Vermächtnis nicht erklärt werden können. Das Gleiche gilt auch für seine Fähigkeit, die Erinnerung an den Weltkrieg und das durch diesen zweifelsohne hervorgerufene Trauma zu beeinflussen und für politische Zwecke zu instrumentalisieren. Das galt vor allem für die Ansicht, dass Deutschland durch die Niederlage von 1918 in eine fortdauernde Katastrophe geworfen worden sei. In den Augen Hitlers und der Führungsriege des Regimes war der Zweite Weltkrieg das unerledigte Vermächtnis des Ersten.

Die Mehrheit der Deutschen konnte die Niederlage weder akzeptieren noch verstehen, so fiel das von Nationalsozialisten kultivierte, verfälschte Bild des Ersten Weltkriegs und der Gründe der Niederlage auf fruchtbaren Boden. Die Niederlage erklärte sich in diesem Muster mit den revolutionären Aktivitäten linker Parteien

und vor allem mit einer rassistischen Variante der Dolchstoßlegende, die das ›Weltjudentum‹ verantwortlich machte.«

Engelbert zitierte den Freiburger Professor Ulrich Herbert: »Seit 1933 wurde diese Interpretation des Krieges zur Grundlage der politischen und ideologischen Formierung des neuen Deutschland: Der Krieg nicht als Lehrmeister des Friedens, sondern als Lehrmeister des nächsten Krieges und der Vorbereitung darauf, so kann man diese Deutungen zusammenfassen, die 1919 einsetzten und bis 1945 reichten – ja selbst darüber hinaus, indem noch bis weit in die Bundesrepublik hinein ›Versailles‹ als Legitimation für den Zweiten Weltkrieg herangezogen wurde.«

Jetzt musste er wieder die Kurve zum eigentlichen Thema finden. Das tat er, indem er von den Veranstaltungen auf dem Zeppelinfeld berichtete und dementsprechende Bilder zeigte. Im Schlusswort zitierte Engelbert etwas vereinfacht Hitler selbst, wie er die Funktion der Reichsparteitage sah: »Wenn der einzelne Mann aus einer kleinen Arbeitsstätte oder aus dem großen Betrieb, in dem er sich recht klein fühlt, zum ersten Mal in die Massenveranstaltung eintritt und nun Tausende und Tausende von Menschen gleicher Gesinnung um sich hat, wenn er als Suchender in die gewaltige Wirkung des suggestiven Rausches und der Begeisterung mitgerissen wird, wenn der sichtbare Erfolg und die Zustimmung von Tausenden ihm die Richtigkeit der neuen Lehre bestätigen, dann unterliegt er selbst dem zauberhaften Einfluss dessen, was wir mit dem Wort Massensuggestion bezeichnen. Das Wollen, die Sehnsucht, aber auch die Kraft von Tausenden verstärkt sich in jedem Einzelnen. Der Mann, der zweifelnd und schwankend eine solche Versammlung betritt, verlässt sie innerlich gefestigt; er ist zum Glied einer Gemeinschaft geworden.«

In der politischen Theorie trat eine emotionale Gemeinschaftsbildung an die Stelle von Demokratie und Pluralismus mit Konfliktaustragung und Interessenausgleich. Der Mensch sollte sich in eine Volksgemeinschaft hineingeboren sehen, eine Schicksalsgemeinschaft, die sich als Leistungsgesellschaft in den Dienst nationaler und imperialistischer Ziele stellte.

Massenveranstaltungen und eindrucksvolle Bauten sollten die emotionale Gemeinschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl

festigen. Misstrauen ist deswegen angebracht, wenn Politik mit Ästhetik und Effekten überzeugen will und auf die Legitimation durch korrekte Verfahren verzichtet.

Nachdem er dieses Schlusswort gesprochen und die Gruppe verabschiedet hatte, gab er den Schlüssel zum Goldenen Saal bei Saif aus Khartum, Sotiria aus Thessaloniki und Eleftheria von der Insel Kreta ab. Das sprachbegabte Team aus dem Sudan und aus Griechenland arbeitete im Informationscontainer des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände und versuchte, die Besucher aus aller Welt sinnvoll zu kanalisieren. Engelbert verabschiedete sich von ihnen und von Salvatore aus Italien, der hier alles sauber hielt, schaltete den Bluetooth Lautsprecher an und steckte ihn in die Getränkehalterung des Fahrrads; zumeist begleitete ihn die Musik des US-Amerikaners J. J. Cale nachhause.

An diesem Tag fuhr er durch den Ortsteil Gleißhammer, zunächst durch die Weddigenstraße und die Boelckestraße, vorbei an der Immelmannstraße. Benannt sind die Straßen bis heute nach Kriegshelden des Ersten Weltkrieges, nach dem U-Bootkommandanten Otto Weddigen, ertrunken in der See vor Schottland, sowie den Jagdfliegern Max Immelmann und Oswald Boelcke, die in Nordfrankreich, nicht weit von Arras und Lens, vom Himmel fielen.

Engelbert bog in die Scharrerstraße ein, benannt nach dem verdienstvollen Nürnberger Johannes Scharrer, Gründer etlicher Bildungsanstalten und Mitinitiator der ersten deutschen Eisenbahn. Die große Schule hier ist ebenfalls nach Scharrer benannt und quer gegenüber gab es einige Jahre den »Scharrer-Imbiss«. Manchmal verweilt er in der Straße kurz an der Stelle, wo die so benannte Dönerbude von İsmail Yaşar stand, bis ihn am 9. Juni 2005 fünf Schüsse in Kopf und Oberkörper töteten. Eine unscheinbare Gedenkstätte erinnert hier an das Opfer des »Nationalsozialistischen Untergrunds«.

Er fuhr weiter am hübschen Zeltnerschloss vorbei und erreichte am Wöhrder See das Flusstal der Pegnitz, radelte durch ein kleines Tor in der Stadtmauer zum Hauptmarkt mit dem Schönen Brunnen, dann am mittelalterlichen Johannisfriedhof vorbei Richtung Jakob-

stadt, wo Engelbert nach insgesamt gut fünfzig Minuten Fahrt eintraf.

Im Winter oder bei Regen machen der Job und der Weg nicht immer Spaß, unter anderem stellen sich bei kalter Witterung oft Rückenschmerzen ein. Für einen wissenschaftlichen Schreibtischjob eignete sich Engelbert jedoch nicht, sein Bedarf an Bewegung hätte damit nicht gedeckt werden können. Ein hohes Einkommen war nicht notwendig, eine Erbschaft ermöglichte es ihm, sich seinen brotlosen Forschungen hinzugeben und eine eigene Wohnung zu erstehen.

Es stellte sich nach dem Kauf heraus, dass der Schriftsteller Jakob Wassermann in genau dieser Wohnung einige Jahre gelebt hatte und direkt darüber Ruth Weiss 1924 zur Welt gekommen war.

Jakob Wassermann war in den 1920er Jahren einer der meistgelesenen deutschsprachigen Schriftsteller. Ruth Weiss machte sich nach der Flucht der jüdischen Familie nach Südafrika als Erwachsene vor allem mit ihrem Engagement gegen die Apartheid, als Afrika-Korrespondentin und ebenfalls als Schriftstellerin einen Namen.

Der vorherige Wohnsitz Jakob Wassermanns lag nahebei in einer Querstraße, dort machten Engelbert und andere örtliche Stadtführer regelmäßig Station, um aus einem Roman Wassermanns zu zitieren: »Im Erdgeschoss des Hauses befand sich eine Gastwirtschaft, jede Nacht drang der Zecher Lärm hinauf, nicht selten kam es zu einer Schlägerei, und ein Gestochener brüllte die schlafenden Bewohner wach. Schlimmer war für Jakob das allwöchentliche Schweineschlachten. Das Todesgeschrei schnitt ihm fruchtbar durch die Brust.«

An dieser Stelle endete gemeinhin das Zitat, und die Rundgangsleiter zeigten das Haus, in dem sich lange Zeit die erwähnte Gaststätte befunden hatte und wo der junge Wassermann von seinem ersten bis zu seinem fünften Lebensjahr sein Zuhause hatte. Engelbert vervollständigte bei seinen Führungen das Zitat, um zu seiner eigenen Wohnung überleiten zu können: »Das Todesgeschrei schnitt ihm furchtbar durch die Brust, seine Phantasie war damit belastet, sein Denken wurde verdunkelt, und wenn das Tier unter dem letzten Messerstich ersterbend wimmerte, schlich Jakob totenbleich in

die Kleiderkammer, riss eine Schranktür auf und steckte den Kopf zwischen die hängenden Gewänder. Es war ein Glück, dass seine Eltern, kurz nachdem er fünf Jahre alt geworden war, in die nahegelegene Theatergasse verzogen.«

Genau dort wohnte nun Engelbert, der diese Stadt im Großen und Ganzen mochte und einige Jahre das Amt des örtlichen Denkmalschützers und Stadthistorikers bekleidet hatte. Er brachte eine Gedenktafel am Haus an: »In diesem Haus wohnten die Schriftsteller Ruth Weiss und Jakob Wassermann.«

Engelbert Ratgeber selbst war – wie Weiss und Wassermann – im Zentrum der großen Kleinstadt geboren, nach Meinung nahezu aller Bewohner mental ein Dorf mit heute gut 130.000 Einwohnern. Miljenko, den er auf seinen Reisen treffen sollte, sagte etwas über Sarajevo, was ziemlich genau Engelberts Verhältnis zu seiner Heimatstadt beschrieb: »Sarajevo ist eine Stadt, die von niemandem verlangt, sich zu verändern und die Verachtung erträgt, und so kann man sich an sie gewöhnen. Dass so unterschiedliche Menschen in einer Stadt wohnen, ohne sich gegenseitig gestört zu fühlen, schafft eine allgemeine Zufriedenheit, die in ihrer Flüchtigkeit und unvermittelten Direktheit an die Wartehalle eines Bahnhofs erinnert, von dem Züge in die Hölle wie auch ins Paradies abfahren.« Und: »Sarajevo ist eine kleine, enge Stadt, von alters her kennt hier scheinbar jeder jeden, man läuft sich täglich über den Weg.«

Jakob Wassermann formulierte dagegen so einiges, was Lokalpatrioten später nicht so gerne hörten und verdrängten, er nannte das Provinznest »eine hässliche Stadt« und fragte sich: »Warum hat mich der liebe Gott nicht in einer Stadt mit schöneren Häusern geboren werden lassen? Schon der Name ist hässlich«. Wassermann kennzeichnete sie als »düster«, »eine Stadt von so trostloser Nüchternheit, als läge sie im amerikanischen Mittelwesten«.

Manche Bewertungen konnten die Stadtführer entschärfen, indem sie diese mit den allgemeinen Lebensverhältnissen Ende des 19. Jahrhunderts erklärten und hierzu wiederum Wassermann zitieren konnten: »Erstickend in ihrer Engigkeit und Öde die gartenlose Stadt, Stadt des Rußes, der tausend Schlöte, des Maschinen- und Hämmergestampfes, der Bierwirtschaften, der verbissenen Betriebs-

und Erwerbsgier, des Dichtbeieinander kleiner und kleinlicher Leute, der Luft der Armut und Lieblosigkeit im väterlichen Haus.«

Wassermanns früheste Novelle »Schläfst du, Mutter?« handelt in Engelberts Wohnung, sie beschreibt unter anderem Krankheit und Tod der Mutter Henriette, für Engelbert ebenfalls ein gravierendes Erlebnis. Wassermanns Mutter starb an einer Mittelohrentzündung: »Als es zum Begräbnis ging, standen die Hausbewohner und die Nachbarn bleich vorm Tor. Die Goldschläger hörten auf zu hämmern und traten in respektvoller Haltung auf die Straße. Der Major Friedlein schaute wie immer aus seinem Fenster, doch hatte er diesmal keine Pfeife. Bis der Zug zum Gottesacker kam, hatten sich unzählig viele Menschen angeschlossen, aus manchen Fenstern hing ein schwarzes Tuch oder blickten weinende Frauen.«

Engelbert kannte den Weg und die Ruhestätte gut, denn neben Führungen über das ehemalige Reichsparteitagsgelände der Nationalsozialisten bot er viele weitere historische Rundgänge an, darunter jenen über den Alten jüdischen Friedhof. Da die Aufschrift auf dem schwer zu findenden Grabstein von Henriette Wassermann nicht mehr lesbar war, veranlasste er, dort eine Tafel anzubringen.

Als Engelberts Mutter den nach einem Schlaganfall völlig hilflosen Vater sieben Jahre lang pflegte und dieser schließlich wegen einer vermutlich zu hohen Eingangs-dosis Morphium starb, wollte sie noch ein wenig das Leben genießen. Eine leichte Blasenschwäche sollte deswegen beseitigt werden. Engelbert las in einer überregionalen Zeitung, dass sich dies elegant und risikolos mit einem kleinen Eingriff erledigen lasse: um die Blase werde einfach ein Kunststoffband gelegt.

Die Hausärztin der Mutter bezeichnete ihren Bruder als »Koryphäe« für diesen angeblich völlig ungefährlichen Eingriff und so wurde er von ihm vorgenommen. Leider klemmte die Koryphäe bei dem Eingriff den Darm mit ab und so starb die Mutter ebenfalls, nur wenige Monate nach dem Vater.

Als Engelbert im Krankenhaus eintraf, lag die Mutter leblos im Bett, daneben ein kleines Kreuz und eine Kerze, es war ein christliches Krankenhaus. Vermutlich hatten die Pflegekräfte und erst recht

die Ärzte viel zu tun, in jedem Fall waren Mutters Augen nicht geschlossen.

So machten die einstmals liebevollen Augen einen ganz ungewohnten Eindruck auf Engelbert Ratgeber und Jakob Wassermann. »Die Augenlider waren ja nicht völlig geschlossen; das Dunkel des Augapfels schimmerte durch die Wimpern – so, als wäre sie über irgendeinen Gegenstand in sehr tiefe Gedanken gefallen, so dass sie alles um sich vergessen musste,« so erinnerten sie sich.

Engelbert drückte ihr die Augen nicht zu, später dachte er immer wieder darüber nach, warum er es nicht getan hatte. Er stand einige Zeit am Bett, niemand schaute in das Krankenzimmer oder nahm ihn wahr. Erst als er die Station verließ, rief ihm eine Ärztin hinterher, ob er Hilfe oder sonst etwas benötige, was er überhaupt hier wolle? Dies sei die Intensivstation, da dürfe nicht jeder einfach so hereinkommen.

Engelbert schrieb später dem Chefredakteur der Zeitung, dass die medizinischen Artikel mit etwas mehr Verantwortungsbewusstsein verfasst werden sollten. Eine Antwort erhielt er nie.

In Jakobstadt gab es ein jüdisches Museum, in dem ein Spiegelsaal Zitate Wassermanns wiedergab. Sie bezogen sich auf ein Buch, dass er wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben hatte, als die Wogen des Antisemitismus in Deutschland immer höher aufschäumten und er eine Antwort suchte auf die Frage »Was wollen die Deutschen eigentlich mit ihrem Judenhass?«

»Ein Nichtdeutscher kann sich unmöglich eine Vorstellung davon machen, in welcher herzbeengender Lage ein deutscher Jude ist. Der Deutsche und der Jude, ich habe einmal ein Gleichnis geträumt, ich weiß aber nicht, ob es verständlich ist. Ich legte die Tafeln zweier Spiegel widereinander, und es war mir zumute, als müssten die in beiden Spiegeln enthaltenen und bewahrten Menschenbilder einander zerfleischen. Es ist vergeblich, das Volk der Dichter und Denker im Namen seiner Dichter und Denker zu beschwören. Jedes Vorurteil, das man abgetan glaubt, bringt, wie Aas die Würmer, tausend neue zutage. Es ist vergeblich, für sie zu leben und zu sterben. Sie sagen, er ist ein Jude.«

Im Ersten Weltkrieg fielen 12.000 jüdische Soldaten für Kaiser

und Vaterland, was der antisemitischen Stimmung und Agitation nach dem Krieg keinen Abbruch tat.

Wassermann wusste sehr wohl, dass die Antwort einfach ausfallen konnte: »Sie wollen einen Sündenbock. Immer wenn es ihnen schlecht ergangen, nach jeder Niederlage, nach jeder Klemme, in jeder heiklen Situation machen sie die Juden für ihre Verlegenheit verantwortlich. So ist es seit Jahrhunderten. Drohende Erbitterung der Massen wurde stets in diesen bequemen Kanal geleitet, und schon die Kurfürsten und Erzbischöfe am Rhein hatten, wenn ihre Waffengänge misslungen und ihre Schatzkammern geleert waren, eine sicher funktionierende Regie in der Veranstaltung von Judenmetzeleien«.

Dieses Thema nahm insgesamt – zumindest nach Engelberts Eindruck – keine zentrale Bedeutung in Wassermanns Gesamtwerk ein, schwang nur am Rande mit. Ansonsten sezierte Wassermann komplizierte Beziehungen oder Seelenzustände, oft übertrieben umständlich, ziemlich humorlos und für den Leser des 21. Jahrhunderts nicht übermäßig spannend. In der Regel befinden sich seine Titelgestalten in extremer Not oder in außergewöhnlichen Konfliktsituationen, zumeist resignieren und entsagen sie oder scheitern völlig, die Enttäuschung als solche spielt in Wassermanns Werk eine große Rolle.

In seinem letzten, von ihm nicht mehr vollständig selbst redigierten Roman finden sich Selbstbetrachtungen, die Engelbert beschäftigten: »Wenn ich meine Existenz hier in einer Formel ausdrücken müsste, würde ich sagen, sie erscheint mir als Vorbereitung für eine künftige andere, deren Umrisse nur allmählich sichtbar werden.« Dabei interpretierte Wassermann die Wendepunkte im Leben seines Titelhelden als einen Sprung in jeweils andere Existenzen und zählte dabei bis zum Ende seiner letzten Romantrilogie deren drei. »Die Zeit, die mir bleibt, muss Zug für Zug geatmet werden. Was das heißt? Kann ich Ihnen schwer erklären. Hinübergeatmet in eine andere Dimension. In die vierte Existenz vielleicht.« Kurze Zeit später, zu Neujahr 1934, starb er. Da er seinerzeit im österreichischen Altaussee lebte, blieb ihm die direkte Konfrontation mit der Nazi-diktatur erspart.

Wenige Tage später erblickte Engelberts Mutter als zwölftes Kind

ihrer Eltern das Licht der Welt, Pate wurde deswegen der Leibhaftige persönlich. Schon im Alter von fünf Jahren war sie Halbwaise. Großvater liebte junge Frauen und die Kneipe, in der Konsequenz wuchs Engelberts Mutter als Straßenkind auf. Ihr Vater blieb zwar abends bis zum Einschlafen beim Kind, ging aber dann zu seinen Geliebten. Engelberts Mutter wachte regelmäßig alleine auf, als vor den Bombeneinschlägen zunächst die Sirenen heulten und dann der Himmel blutrot leuchtete.

Nach mageren sechs Schuljahren schlug sie sich mit allen möglichen Jobs durch, bis sie in Nürnberg strandete, wo sie unter anderem als Fotomodell arbeitete und auf Engelberts Vater stieß; ein Physiker, der später als Rundfunkpionier gelten sollte und bei einem Startup-Unternehmen des Wirtschaftswunders arbeitete. Einige Jahre später erschien Engelbert auf der Weltbühne.

Die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens hatte er mit Jakob Wassermann wenig zu schaffen. Eine Erzählung musste er in der Schule lesen, er fand sie grauenhaft: Das Gold von Caxamalca.

Im Sommer 1995 fuhr der inzwischen 35jährige Engelbert mit der Eisenbahn und dem Schiff nach Griechenland. In den Überresten des einstigen Jugoslawien herrschte Krieg, serbische Truppen hatten Sarajevo eingesperrt, das Engelbert Jahrzehnte später auf den Spuren seiner *Déjà-vus* besuchen sollte. Die Fähre passierte auf der Höhe von Korfu eine Ansammlung von Kriegsschiffen, er konnte einige Flugzeugträger erkennen. Eine große viermotorige Propellermaschine ohne Hoheitszeichen näherte sich von Backbord dem Schiff und überflog es im Tiefflug, offensichtlich zur Kontrolle.

Das lange Zögern der westlichen Welt, den tödlichen Ring um Sarajevo aufzubrechen, führte er schon damals auf die Symbolträchtigkeit des Ortes zurück. Hatten sich doch die maßgeblichen Staaten im Jahre 1914 für Serbien eingesetzt, dem eine europäische Großmacht ohne hinreichenden Grund den Krieg erklärt hatte. Nach ganz überwiegender Meinung der Weltöffentlichkeit von 1914 stand Serbien auf der Seite der Guten, in jedem Fall auf Seite der Sieger, und das waren im Wesentlichen jene Länder, die gut 80 Jahre später im Bosnienkrieg nach langem, zu langem Zögern eingriffen.

Bald standen bei Engelbert wieder andere Themen des Alltags im Vordergrund, das eingeschlossene Sarajevo schien weit weg. Ende des Jahres kam die Tochter zur Welt, Engelbert beschloss den Part des Hausmannes zu übernehmen, nicht zuletzt um seiner Frau, die einem gut bezahlten und angesehenen Beruf nachging, die Karriere zu ermöglichen. Um nicht ganz aus der Übung in seinem Metier als Historiker zu kommen, widmete er sich der Edition einer Stadtchronik. Die Großeltern übernahmen in der Zeit, die er im Stadtarchiv verbrachte, gerne die kleine Tochter. Doch bald erschien noch sein Sohn. Engelbert genoss durchaus die Kinder und das Familienleben, die Logistik wurde jedoch zunehmend schwieriger, der Historiker legte die Geschichte zunächst beiseite.

Engelbert reiste viel und zumeist an eher ausgefallene Orte, meistens mit Familie, später zunehmend alleine: Nepal, Vietnam, Peru, Kuba, Kalifornien, Neuseeland und so weiter. Irgendwann wandte er sich wieder Europa zu, für ihn doch der interessanteste Kontinent und seine Heimat.

Der zweite Besuch in Puerto de la Cruz auf Teneriffa im Jahre 2019 ergab sich als zufällige Verlegenheitslösung. Wie der erste Besuch gut dreißig Jahre zuvor resultierte er aus den Gründen, die für viele Touristen ausschlaggebend waren: preiswert, sichere Wetterlage und von den meisten deutschen Flughäfen schnell und einfach erreichbar. Engelbert konnte sich nicht mehr erinnern, wo genau er bei seinem ersten dortigen Urlaub residiert hatte.

Erst als er vor Ort war, setzte ein Prozess des Wiedererkennens ein. Er erkannte zunächst den dunklen Strand. Beim erheblich vergrößerten Papageien Park hatte er dagegen Schwierigkeiten, selbst ein Becken für Orcas gab es dort inzwischen. Dass es hier einmal einen tödlichen Unfall mit einem Trainer gab, verschwiegen die vom Park angestellten Führer. Ein Orca spritzte Engelberts Kamera nass, was seine Sympathien noch weiter abkühlen ließ, wobei sich der Groll weniger gegen die Tiere als gegen den Park richtete: kein Ort für Engelbert.

Irgendwann meinte er das Hotel des ersten Besuchs wieder zu erkennen, inzwischen unbenannt, in der Umgebung hatte sich einiges verändert. Bei seinem ersten Besuch bewohnte er in den obers-

ten Stockwerken ein Zimmer, besonders in Erinnerung blieb ihm eine Calima, ein Sandwind aus Afrika, der nachts urplötzlich und heulend hereinbrach.

Die Fassade prägten eine Unzahl kleiner Balkons, die diagonal zur Straße dem Meer zugewandt waren. Nur auf einem einzigen saß ein älteres, vermutlich britisches Paar, Engelbert versuchte es unauffällig zu fotografieren. In der halb im Keller liegenden Gastwirtschaft nebenan hatten sie in den 1980er Jahren täglich Fisch, »Runzelkartoffeln« – eigentlich »Papas arrugadas« – und Mojo-Soße gegessen. Im Jahre 2019 gab es dort keinen Fisch mehr, die Gastwirtschaft war in eine Bierpinte umgewandelt worden. Da das große Hotel inzwischen zu einer britischen Kette gehörte, gab es hier richtig gutes Guinness vom Fass, das Engelbert mit großem Behagen genoss.

In einem Garten, der Berühmtheiten wie Alexander von Humboldt und Agatha Christie als Besucher aufzählte, resümierte er bei einer Tasse Tee das Wiedererkennen und sah einen für ihn springenden Punkt: Das allmähliche Erkennen nach dreißig Jahren fühlte sich genauso an wie das zunehmende Erinnern an Namen und Ereignisse im Ersten Weltkrieg.

Engelbert kam zum Ersten Weltkrieg als Forschungsfeld über diverse Déjà-vu-Erlebnisse, in der Literatur sowohl als »Erinnerungen an die Zukunft« wie auch als »Erinnerungen an die Vergangenheit« bezeichnet. Jeder Wissenschaftler, dem seine Karriere etwas wert war, musste diese Dinge als Erinnerungsstörung einstufen, als Begleiterscheinung von Neurosen, Psychosen oder organischen Hirnerkrankungen. Einer für Betroffene etwas harmlosere Erklärung zufolge seien es Erinnerungen an verdrängte tatsächliche Ereignisse, die nicht bewusst registriert worden waren.

Immerhin gab es Institute, die phänomenologische Ansätze pflegten. Diese beschrieben, ohne umgehend zu werten, und hielten für Engelbert beruhigend fest, dass sehr viele Menschen in der Bundesrepublik des beginnenden 21. Jahrhunderts Erfahrungen mit Déjà-vu-Erlebnissen und Wahrträumen haben.

Er lehnte sich zurück, betrachtete das leider für Besucher nicht zugängliche Herrenhaus und den Garten, genannt Sitio Litre. Sitio

bedeutete »Platz«, die wichtigste spanische Bedeutung dieses Wortes war inzwischen »Website«; ein Zeichen der Zeit.

Litre kam vom ehemaligen Besitzer, einem Händler kanarischer Weine namens Archibald Little, der die Finca 1774 erbte. Die Temperaturen lagen im Januar 2019 bei gut 20 Grad, es gab kaum Gäste hier, eine Insel der Ruhe im geschäftigen Puerto de la Cruz. Seine Gedanken schweiften weit in die Vergangenheit, in seine Kindheit, die nun schon bald sechzig Jahre zurücklag.

Da Engelbert in seinen ersten Lebensjahren recht zurückgezogen aufgewachsen war, hatte er im Vorschulalter die Welt in erster Linie durch den Fernseher kennen gelernt, das Medium, dessen Bilder nicht zuletzt sein Vater als Rundfunkpionier zum Laufen gebracht hatte. Etwa ab dem fünften Lebensjahr durfte er die viertelstündige »Tagesschau« um acht Uhr abends im ersten Programm mit anschauen, direkt danach musste er in aller Regel ins Bett.

Der Fernseher wurde sein Fenster zur Welt, Engelbert gehörte zur neuen, ersten deutschen Bildschirmgeneration. Er erinnerte sich an »Rin Tin Tin«, die erste amerikanische Serie im deutschen Fernsehen, und an das legendäre Sandmännchen: »Nun, liebe Kinder, gebt fein acht, ich hab' euch etwas mitgebracht.« Gelegentlich durfte er bis neun Uhr abends aufbleiben, hauptsächlich wegen »Ein Platz für Tiere« von Bernhard Grzimeck, seine Begrüßungsformel wurde zum geflügelten Wort »Guten Abend, meine lieben Freunde ...«

Eines Abends schaute sich Engelberts Vater eine Sendung an, in der es um eine »Abwehrstelle« ging, die im Zweiten Weltkrieg für den Schutz der deutschen Fernraketen zuständig gewesen war. Vater interessierte das, war er doch im Zweiten Weltkrieg bei der Luftwaffe gewesen. Es ging um die Abwehrstelle Arras, der eindrucksvolle Name der Stadt faszinierte Engelbert.

Es kam ihm fast so vor, als hätte er ihn schon sehr oft gehört, als kannte er den Ort, der vor ihm in einer Ebene lag, schmucke Reihen von schönen giebelständigen Häusern, ein verschnörkeltes Rathaus, ein brennender Turm. Bilder über Bilder wie bei Dia-Vorführungen drängten sich ihm auf.

Vater meinte »unmöglich«, sie seien nur einmal in Frankreich ge-

wesen, und das, bevor er zur Welt kam, und dann nie wieder, als Deutsche waren sie um 1955 sehr unfreundlich behandelt worden. Engelbert verwechselte das mit Arrak, den die Mutter gelegentlich zum Kuchenbacken brauche. Später meinte Mutter, sie verwende keinen echten Arrak, der sei viel zu teuer bei dem wenigen Haushaltsgeld, das ihr Vater gebe. Er solle alles besser vergessen, Vater sei Wissenschaftler, er könne mit solchen Dingen nichts anfangen.

Im Jahre 1970 hatte Engelbert die Grundschule gelangweilt hinter sich gelassen, jetzt sollte er in das Gymnasium. Seine Spielkameraden auf der Straße, überwiegend aus unterprivilegierten Verhältnissen, warnten ihn vor dem Gymnasium, da müsse man richtig etwas lernen, was sie gemeinsam als äußerst bedrohlich empfanden. Vater und Mutter ließen jedoch keinen Zweifel, dass Engelbert in eine höhere Schule gehen müsse, und so besuchte er das naturwissenschaftliche Gymnasium, benannt nach Karl August von Hardenberg, der die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth in ihrer preußischen Zeit zu reformieren versucht hatte – in Franken generell und zu allen Zeiten ein sehr schwieriges Unterfangen.

Das Gebäude des Gymnasiums erinnerte Engelbert an ein großes Schlachtschiff, fertiggestellt im Jahre 1912 als Königliche Realschule. Ludwig Erhard und Henry Kissinger hatten diese Schule besucht, an ihrem früheren Standort auch Jakob Wassermann. Die neuen Schüler standen vor diesem einschüchternden Monumentalbau aus einer fernen Zeit, mit diesen großen, grob behauenen Sandsteinquadern des Sockels und der weiträumigen, völlig überdimensionierten Treppenanlage. Ein bedrohlich großer Luftraum zwischen je einem Mittel- und zwei seitlichen Treppenläufen im Gegensinn rundete das Unwohlsein an diesem Ort ab. Lange Zeit, nachdem er die Schule verlassen hatte, träumte Engelbert regelmäßig davon, dort herabzustürzen.

Auf den Gängen standen im Jahre 1970 uralte, augenscheinlich nie renovierte Holzbänke und Tische, Vitrinen mit ausgestopften Tieren und dem großen alten Schiffs-Modell, das gut in einen Film über Geisterschiffe gepasst hätte. Zwiespältig beeindruckte ihn ein riesiger, ausgestopfter Kolkrabe. Engelbert fand es unheimlich, dass es solch große Raben geben sollte. Ein kopfloses menschliches Ske-

lett blieb einerseits nicht ohne Reiz und Symbolkraft, die nie beantwortete Frage nach dem Schicksal des Kopfes machte den Ort andererseits nicht sympathischer. Die Lehrer bezeichneten sich selbst als »altgediente Kämpfer«, Echos aus einer vergangenen Zeit.

Den wichtigsten Punkt der Schule bildete für Engelbert ein Eisengussrelief im ersten Stock des Treppenhauses. Links und rechts zwei Fasces, Rutenbündel, wie sie die römischen Liktores trugen und die italienischen Faschisten als Symbol verwendeten; anstatt eines Beiles steckte in den Fasces eine militärische Auszeichnung, das Eiserne Kreuz, wie er später erfuhr. Zwischen den Fasces kämpfte ein nackter Jüngling gegen ein mehrköpfiges Ungeheuer, gegen eine Hydra.

Der Jüngling mit fast kindlichen Gesichtszügen war lediglich mit einem Stahlhelm und einem schmalen Umhang bekleidet. Dieser, eher einem Seidenschal ähnelnd, schlängelte sich wehend um die Schulter und die rechte Armbeuge, gleich einem Feigenblatt verdeckte er die Leistengegend. In der Rechten hielt der Kämpfer ein erhobenes Schwert, in der Linken einen großen, mit einem Adler verzierten Schild. Das vielköpfige Ungeheuer gab ihm Rätsel auf. Die Füße ähnelten jenen eines Greifvogels mit riesigen Krallen und Spornen, muskulöse, unnatürlich mehrgelenkige Beine gingen in ein winziges Becken mit großem buschigen Schwanz über, einer Wespentaille folgten vorstehende Rippenknochen und vier weibliche Brüste.

Zwei Arme mit Raubvogelkrallen griffen nach dem Jüngling. Gekrönt wurde das Monster mit sieben unterschiedlichen Köpfen auf Schlangenhälsen, die Köpfe waren jene eines Hahns, eines Löwen, einer Bulldogge, eines Jagdhundes, einer Schlange und weitere zwei, die er nicht interpretieren konnte. Erst viel später wurde ihm klar, dass diese Köpfe jeweils bestimmte Gegner des Deutschen Reiches symbolisierten. Die Tafel war beschriftet: »Zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen ehemaligen Angehörigen« und es folgten siebzehn Namen. Da als Jahreszahlen 1914 bis 1918 eingraviert war, musste sich das Relief auf den Ersten Weltkrieg beziehen.

Engelbert stand immer wieder vor dem Bild, rätselte über das Ungeheuer und diesen Jüngling. Er kannte niemanden, der dem Epi-

taph Bedeutung zumaß. Auf Abiturententreffen, Jahrzehnte später konnten sich die meisten Mitschüler nicht daran erinnern.

Als sie im Unterricht zum Thema »Erster Weltkrieg« kamen, erwartete er das Kommende mit großer Spannung. Die Pädagogin handelte den Ersten Weltkrieg mit zwei Sätzen ab, er sei ausgebrochen und dann bald verloren gewesen, Punkt. Engelbert saß verdattert auf dem harten Holzstuhl. Soll das Geschichte als Unterrichtsfach sein?

In jener Zeit erwachte sein Interesse für Plastikmodelle von Flugzeugen und Panzern, die Mutter nannte es »Sucht«. Tatsächlich trug er jede Mark in das Spielwarengeschäft, so dass die Frau des Geschäftsinhabers sich Sorgen machte und die Mutter informierte, die dann versuchte, der Sache einen Riegel vorzuschieben. Ganz überwiegend waren es Modelle aus dem Zweiten Weltkrieg, begonnen hatte es mit einem Modell des Panzerschiffes Graf Spee, das zu Beginn des Krieges vor Uruguay von der Mannschaft selbst versenkt worden war. Vater hatte es ihm geschenkt, weil er noch intensive Erinnerungen an die Berichterstattung hatte.

Dann kam der bei den Bundeswehr-Piloten berühmt-berühmte, schicke »Starfighter« und die »Ugly Phantom«, mit der die Amerikaner zu jener Zeit in Vietnam wüteten. Engelbert sammelte zunehmend solche Plastikmodelle, das Geschäft in der Kleinstadt hatte jedoch keine große Auswahl. In der Großstadt sah er in einem großen Spielzeuggeschäft eine Modellgruppe eines britischen Herstellers und dabei zum ersten Mal ein Maschinengewehr des Ersten Weltkrieges, im Maßstab 1:72 winzig klein, es zog ihn magisch an. Bisher kannte er nur die schlanken Maschinengewehre aus dem Fernsehen oder als Modelle aus dem Zweiten Weltkrieg. Engelbert hatte keinerlei realen Bezüge zu Maschinengewehren, dennoch faszinierte ihn dieses altertümliche Modell mit dickem Kühlmantel, er kaufte sich die Modellgruppe und schaute immer wieder dieses Maschinengewehr an.

In der Zeit der Pubertät bekam Engelbert vermehrt starke Kreislaufstörungen, nach dem Wecken und Aufstehen fühlte er oft so starken Schwindel, dass er im wahrsten Sinne der Worte nicht wusste, wo oben und unten ist. Da der Bus sehr früh in die Stadt zur

Schule fuhr, besuchte er vor Schulbeginn zumeist noch einen nahe der Schule wohnenden Freund, um zusammen politisierend kan-nenweise Tee zu trinken.

Als er auf dem Weg dorthin durch eine Welt schritt, die aufgrund seiner Kreislaufstörungen jener von Lyonell Feiningers Gemälden ähnelte, fiel Engelbert ein geparktes Auto auf, in erster Linie, weil das Kennzeichen eine ihm bekannte Zahlenkombination enthielt. Da es ansonsten an dem Fahrzeug nichts Besonderes gab, schlurfte er weiter. Einige hundert Meter weiter stand dasselbe Fahrzeug mit derselben Nummer. Er schaute verwundert zurück und suchte dort, er fand aber das erste Auto nicht wieder.

In dieser Zeit häuften sich ähnliche Déjà-vus. Der Vater erklärte solche Phänomene mit seiner Arrak-Hypothese: Engelbert habe das schon vorher gesehen, das Auto stehe sicherlich öfters dort und das Gedächtnis spiele ihm einen Streich. Die Mutter meinte dagegen wiederum, Engelbert solle das vergessen und zukünftig ignorieren, es bringe nur Ärger und am Schluss Termine beim Psychiater.

Eine Schallplatte mit dem Titel »Déjà vu« von Crosby, Stills, Nash & Young gehörte zu seiner Lieblingsmusik in den 1970er Jahren. Da er englische Texte selten bewusst übersetzte, wurde ihm erst Jahrzehnte später klar, dass die vier Musiker genau sein Problem beschrieben: »Und ich fühle, als wenn ich schon einmal hier gewesen wäre. Und ihr wisst, dass ich mich frage, was unter der Erde vor sich geht. Wisst ihr es? Fragt ihr Euch das auch? Was geht unter dir vor? Wir waren alle schon einmal hier, wir waren alle schon einmal hier.«

Die Musiker zogen eine Verbindung zwischen dem Déjà-vu Gefühl und einer früheren Existenz, was eine Lösung für seine Erinnerungen an einen längst vergangenen Krieg erklären würde, sofern eine solche Erklärung im europäischen Kulturkreis gültig wäre, was nicht der Fall war.

Das Album erschien 1970, ein Jahr bevor die Geschichte von »Tarkus« in musikalische Formen gegossen wurde. Tarkus, ein Mischwesen aus Maschine und Tier, das einem Tank des Ersten Weltkrieges ähnelte, dem ersten Panzer überhaupt. Als Engelbert das Cover der Schallplatte mit diesem Namen sah, kam ihm Tarkus in einer unheimlichen und bedrohlichen Weise bekannt vor: Ein

Gürteltier mit roten Augen, anstatt Beine hatte es ein Kettenlaufwerk, die Ketten wurden – anders als es bei Baggern und Panzern kannte – weit über die Seiten des Hybridwesens hoch geführt, sie verschwanden im Körperpanzer des Gürteltiers. Aus der Nase und an den Seiten ragten Kanonen aus dem Rumpf. Es schien irgendwie ein technisch-tierisches Kampffahrzeug zu sein, er blätterte das Booklet durch. Das Monster kämpfte gegen weitere Hybridwesen aus Tier und Technik, zuletzt gegen ein Wesen mit dem Körper eines Löwen und einem Drachenschwanz – ein griechisch-persischer Mantikor. Während das bekettete Gürteltier die Hybridwesen besiegte, konnte es gegen das Fabelwesen aus der Antike nicht reüssieren. Das Fabelwesen besiegte die Kriegsmaschine. Ein Gedanke, der Engelbert gefiel.

Seine Déjà-Vus betrafen zunächst vor allem Ortsnamen in Nordfrankreich und Belgien, genau genommen waren es demgemäß Déjà-entendus-Phänomene. Sie stellten sich subjektiv und spontan ein, er hatte somit keinen Zeugen, nur seine Erinnerung.

Er hatte oft dieses Gefühl, konkrete Landschaften, bestimmte und unbestimmte Situationen, Orte und Personen als vertraut oder bereits erlebt zu empfinden. Zunächst einmal ein paradoxes Zeiterleben, für ihn unerklärbar, weil das korrespondierende Erlebnis nicht präsent war. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schienen in einem kurzen Moment ineinander verschränkt. Eine »Transzenderfahrung des herkömmlichen Erlebnisstromes« sei dies, wie er gelesen hatte.

In der Regel flossen seine Erlebnisse in eine Richtung, vorwärts eben. Die Déjà-vus widersprachen jedoch diesem Verlauf seiner alltäglichen Erfahrungen, was sie gleichzeitig heraushoben. Diese Gefühle stellten sich ohne Ankündigung ein und ohne Möglichkeiten seines Eingreifens, ähnlich wie bei einem Traum. Oft waren es nur ganz flüchtige Gefühle, die sich nicht festhalten ließen.

Die meiste Zeit seines Lebens hatte er sich nicht weiter mit diesem Phänomen beschäftigt, obwohl dieses Wissen über die Zukunft oder einer ansonsten nicht weiter zugänglichen Vergangenheit erklärungsbedürftig zu sein schien. Entweder hätte er als Betroffener sein ansonsten kausales, zeitlich lineares Weltbild ändern oder

das Phänomen als Einbildung oder Zufall abwerten müssen. Da das normale kausale Weltbild in der Regel praktikabel und zutreffend war, behielt er es bei.

In einem einschlägigen Fachbuch hatte er gelesen, dass dies offensichtlich die gängige Umgangsformel der Betroffenen war: »Insgesamt zeigt sich, dass der Verzicht auf eine Erklärung der vorherrschende Modus des Umgangs mit solchen Erfahrungen war. Die Inkongruenz von Weltbild und Erlebnis bedarf scheinbar keines Ausgleichs.«

Der Tee und ein schöner Drachenbaum beflügelten Engelberts Gedankengänge im kanarischen Gartencafé. Er durfte seiner Gefährtin nicht zeigen, dass er mit den Gedanken, wie so oft, eher nicht anwesend war, sonst wäre sie gekränkt gewesen.

Während er auf einer schmalspurigen Gedankenbahn den Smalltalk führte, rangierte er auf der breiteren das Problem weiter. Es gab einige familiäre Beziehungen zum Ersten Weltkrieg, zunächst einmal die Großväter. Einer hatte in Deutsch-Südwestafrika gekämpft, der andere in Polen und in der Ukraine. Ein Großonkel war in der Schlacht an der Somme 1916 gefallen, eine Spur, die er zu verfolgen gedachte.

Es gab eine ominöse Verbindung zu einem der Hauptverantwortlichen des Krieges, zu Kaiser Franz Joseph I., der die Kriegserklärung an Serbien unterschrieben hatte, die gemeinhin als Beginn des Ersten Weltkrieges betrachtet wurde. Engelberts Urgroßvater hatte auf dem Sterbebett behauptet, ein unehelicher Sohn aus dem Habsburger Hof gewesen zu sein. Nachforschungen von Engelberts Vater hatten einige Indizien zu Tage gebracht, die für diese Geschichte sprachen. Bei einem Besuch in Wien stieß Engelbert auf Porträts von Franz Joseph im Kindesalter, die erstaunlich Fotos glichen, die er von sich selbst im gleichen Alter besaß. Der Urgroßvater ähnelte Franz Joseph ebenfalls.

Er las eine Geschichte, die Agatha Christie in Puerto de la Cruz handeln ließ, ohne den Ort oder die Insel namentlich zu erwähnen, die Kurzgeschichte »The Man From the Sea« aus dem Jahre 1929. Seltsam berührt las Engelbert, dass die Hauptfigur gleich ihm nach Jahrzehnten wieder auf die Insel zurückkam und sich an diesen Ort

alter Vorkommnisse zurückbesann. Im Jahr 1926, dem Geburtsjahr des Vaters von Engelbert, hatte sich Christie von ihrem Mann getrennt und blieb einige Zeit verschwunden. Christie schrieb im selben Jahr ihr Buch »The Murder of Roger Ackroyd«, das sie schlagartig berühmt machte. Insgesamt sind dann nicht weniger als zwei Milliarden ihrer Bücher verkauft worden.

Engelbert stieß oft »zufällig« auf Literatur, die zu seinen jeweils aktuellen Gedankengängen und Erlebnissen passten. Einst hatte er eine Beziehung zu einer Frau, die zeitweise in Moskau studierte, später wurde sie Professorin und gibt heute ihre Weisheiten mitunter in der Tagesschau zum Besten – eine seit 1952 ausgestrahlte Nachrichtensendung im Fernsehen, die selbst Anfang des 21. Jahrhunderts noch eine Institution war. Nach der Trennung von ihr, die Engelbert ziemlich mitnahm, stieß er auf Literatur, die sehr ähnliche Vorkommnisse beschrieb, wie er sie in Moskau und mit dieser Frau erlebt hatte. Autoren dieser Bücher waren Juri Walentinowitsch Trifonow und Natascha Wodin. Letztere stammte aus Engelberts Heimatstadt, geboren in einem Flüchtlingslager. Als er das Buch gelesen hatte, rief Engelbert sie an. Wodin meinte, Zufälle gäbe es nicht. Zwanzig Jahre später fragte er sie nach einer Lesung dasselbe noch einmal, nun sagte sie jedoch genau das Gegenteil. Insofern keine gute Ratgeberin, wie Engelbert empfand.

Trifonow gilt als Vertreter der sowjetischen städtischen Prosa und schrieb angeblich psychologisch komplexe Werke. Engelbert empfand sie überwiegend als herausragend langweilig, in seinem Roman »Das andere Leben« fand er jedoch eine nahezu deckungsgleiche Beschreibung einer seiner Fahrten im damals noch sowjetischen Moskau.

Er las, dass Zustände, die einen epileptischen Anfall ankündigen, häufig mit Déjà-vus einhergingen. Das hielt er zunächst nicht für sonderlich überzeugend, denn wenn sich epileptische Anfälle wiederholten, dann bekam man ein Gefühl dafür, was sollte daran Besonderes sein? Oder waren Umstände gemeint, die nicht mit dem Anfall zusammenhingen? Engelberts Vetter war Chefarzt einer Spezialklinik für Epilepsie nahe Dresden, er schrieb ihm und bat um

nähere Informationen. Der Vetter schickte einen englischsprachigen Aufsatz, der mit Nervenbahnen und Ähnlichem argumentierte.

Engelbert versuchte regelmäßig die Herkunft des aus dem Zeitstrom herausgerissenen Augenblickes zu rekonstruieren und wieder in den gewohnten Ablauf der Zeit zu stellen, so dass er alles wieder plausibel, logisch und folgerichtig ordnen konnte, alles wieder Sinn und Erklärung fand.

Nach dem Tod seiner Eltern im Jahre 2015 entschied sich Engelbert, nach dem Ursprung seiner Déjà-vus zu suchen.

Wie der Schriftsteller Miljenko Jergović verwendete er für die meisten seiner Reisen ein sehr altes Gefährt. Während Jergović einen Volvo 244 benutzte, um sich durch die Geschichte Bosniens und Kroatiens zu dirigieren, fuhr Engelbert mit dem von seiner Mutter geerbten VW Polo, dem »Alten Polo«, durch einen vergessenen Krieg, der nicht seiner war ... oder doch?

Der Künstler Hans-Jürgen Breuste ließ vierzig Jahre vor Engelberts Ankunft in Kiel auf der Tafel an seinem Denkmal »Wik« eingravieren: »Dieses Objekt ist für den gedacht, der allein hierher kommt und sich vielleicht mit der Geschichte Kiels auseinandersetzen möchte«. – Wieso schrieb er »allein«? Hatte er es für ihn, hatte er es für Engelbert eingravieren lassen?

Auf dem Grabstein von Hans-Jürgen Breuste stehen die Worte: »– es ist schon danach –«; Engelbert wollte »es« wieder zurück holen.

Von Sarajevo über Verdun, Péronne, Arras, Eriwan, Ternopil und Compiègne bis Kiel und Berlin, das sollte sein Weg werden. Arras musste dabei eine zentrale Rolle spielen, so vermutete Engelbert.

Kapitel 1 | Die Rosen von Sarajevo

Der 24. November 2018: Wie so oft in jener Zeit, lag Engelbert um vier Uhr morgens wach im Bett. An diesem Morgen empfand er es als nicht weiter tragisch, da er spätestens um fünf Uhr aufstehen musste. Er konnte sich noch an die letzten Sätze seines Traumes erinnern: »Ja, du wirst gehen. Malpertuis, das Haus des Fuchsbaus wirst du verlassen, aber es wird dir in deinem Leben folgen, so war es der Wille von Moira.«

Engelbert hatte den Film »Malpertuis« 1976 oder 1977 gesehen und den zugrundeliegenden Roman von Jean Ray in zwei Übersetzungen gelesen: »Ich spüre, wie ein Wille sich meiner bemächtigt hat: Ich muss die Stadt und das Haus suchen und wiederfinden. Eines Abends kam ich an und fand die Stadt wieder. Später entdeckte ich Malpertuis, es erhob sich schwarz und feindselig, in der ganzen Wut und Grimmigkeit seiner geschlossenen Türen und Fensterläden.«

Der Vollmond stand über den alten verschieferten Häusern, das schwarze Material glänzte im fahlen, polarisierten Mondlicht, das Neonlicht der unterirdischen Metrostation sollte dagegen wenig Platz für Zweideutigkeiten und Schatten lassen.

Im vermeintlich sicheren Gefühl des großen Zeitpolsters kam er ins Trödeln und musste am Schluss doch zur U-Bahn sprinten. Unter seinen fliegenden Füßen huschten die in den Gehweg eingelassenen Metallplatten vorbei, die an die berühmten Söhne und Töchter der Stadt erinnerten, Engelberts Schuhe traten Ludwig Erhard, Nazi-Kollaborateur und Bundeskanzler, Gustav Schickedanz, Nazi-Stadtrat, Arisierungsgewinner und Gründer des größten Versandhauses Europas, Henry Kissinger, Kriegsverbrecher und Friedensnobelpreisträger. Engelbert sprang dagegen respektvoll über die Gedenkplatten für Leopold Ullstein, Jakob Henle und Jakob Wassermann.

Ein kühler Luftschwall kündigte die U-Bahn an, er erkannte den

Fahrer hinter der Windschutzscheibe und klopfte ihm beim Einsteigen auf die Schultern, was dieser mit einem ungnädigen, geradezu angewiderten Erschrecken quittierte. Die Stationen der Metro waren und sind allesamt keine Sehenswürdigkeiten, sie verbanden sich jedoch mit vielen Erinnerungen, vor allem an seine Kinder, was den inzwischen seltenen Fahrten mit diesem Verkehrsmittel ein wenig Wehmut verlieh.

Ausgangspunkt seiner vielen Reisen war das fränkische Fürth. Engelbert hatte diesen Namen zu oft gehört und verband mit ihm manches unschöne Erlebnis. Er wollte Fürth in seinem Reisetagebuch nicht mehr schreiben und lesen. Fürth war nun Jakobstadt, benannt nach den bedeutendsten Söhnen der Stadt, dem Schriftsteller Jakob Wassermann und dem Anatom Jakob Henle.

Auch Henle schrieb ungewollt Literaturgeschichte, seine Mesalliance mit dem Näh- und Kindermädchen Elise Egloff wurde von Berthold Auerbach, Charlotte Birch-Pfeiffer, Gottfried Keller, eventuell von George Bernard Shaw und über diesen Umweg möglicherweise im Musical »My Fair Lady« literarisch verarbeitet.

An der Stadtgrenze von Jakobstadt zur deutlich größeren Nachbargemeinde Nürnberg stieg ein »Zombie«-Pärchen ein, sie mit lila Haaren und Nasenring, er schnittig-militärisch. Der Motorradclub dieses Namens unterhielt in der Nähe ein Vereinsheim. Dort hatten die beiden offensichtlich die Nacht gefeiert und dann vernünftigerweise das Motorrad stehen gelassen. Als Engelbert zeitweise in der Gastronomie arbeitete, brachte er ein Buffet in dieses Clubhaus: ein ordentlicher Laden mit einer freundlich-herben Mannschaft.

Die Nachbarstädte Jakobstadt und Nürnberg verbindet eine Hassliebe, die insbesondere von den Anhängern der Fußballvereine gepflegt wurde. Angeblich habe es einst einen privaten Fußballclub mit dem makabren Namen »Schießbefehl Stadtgrenze« gegeben, vermutlich eine – wenn auch plausible – Legende.

Die Metro fuhr zuverlässig auf der Trasse der ersten deutschen Eisenbahn. Sorgen machte sich Engelbert wegen der Deutschen Bahn, sie hatte ihm in den letzten Jahren wiederholt wichtige Termine sabotiert. Am Hauptbahnhof konnte Entwarnung gegeben wer-

den, der Regionalexpress stand am Gleis bereit und er fand einen Platz mit Tisch, wo er seine Utensilien ausbreiten konnte.

Der Zug nahm Fahrt auf, Regenrinnsale auf der Fensterscheibe bahnten sich ihren Weg über die nächtliche Dunkelheit, von Dämmerung noch keine Spur. Engelbert kramte seinen Reisepass heraus und schlug die Seite mit dem Foto auf. Seine damalige Ehefrau hatte den Pass mit wenig schmeichelhaften Bemerkungen versehen, die er vor der Passkontrolle entfernen musste. Mit einem Desinfektionstuch ging es leichter als erwartet, die schwarze Tinte löste sich sofort vom laminierten Dokument.

Langsam nahmen die vorbeihuschenden fränkischen Scheunen und Fachwerkhäuser in der Dämmerung Gestalt an, Weiden, Äcker, die Felder mit Solarkollektoren, so vernünftig wie unschön. Der Zug passierte die Rhein-Donau Wasserscheide, hier wollte Karl der Große die Verbindung zwischen den beiden europäischen Strömen schaffen. Die Ortschaft Graben, wo sich romantisch verklärte Überreste des Projekts erhalten hatten, huschte vorbei. Bald darauf änderte sich das Erscheinungsbild der Dörfer und Fluren ein klein wenig, immerhin soweit, dass sich Engelbert außerhalb Frankens fühlte.

Der Stuttgarter Hauptbahnhof präsentierte sich als große Baustelle, auf einer asphaltierten Brücke liefen die Fahrgäste über das große Loch des werdenden neuen Bahnhofes unter der Erde, genannt Stuttgart 21, nach damaligen Schätzungen sollte das Projekt 10 Milliarden Euro kosten, veranschlagt hatte die Bahn anfangs »nur« 787 Millionen Euro. Engelbert tippte auf letztendlich 20 Milliarden.

Die voll besetzte S-Bahn brachte ihn zum Flughafen, dort wurde das im Laufe der letzten Jahrzehnte immer weiter verschärfte Sicherheitsprozedere zelebriert. Meist fanden sie die vergessenen Nagelfeilen und Taschenmesser doch nicht. Sarajevo lag außerhalb der Europäischen Union, also Reisepass vorzeigen. In der folgenden Wartezone gab es den üblich stark überteuerten Kaffee und andere Abzocke mehr.

Der Flug war dagegen alles andere als teuer, für nicht ganz fünfzig Euro flog er in das 1100 Kilometer entfernte Sarajevo. Engel-

bert hatte zunächst mit seinem Alten Polo dorthin fahren wollen. Die Autofahrt hätte mindestens elf Stunden Autofahrt gedauert und wäre deutlich teurer gewesen, von eventuellen Pannen ganz abgesehen.

Engelbert mochte das Abheben, bald huschten am Fenster wie üblich Siedlungen, Hügel, kleine und große Gärten, Deponien und Müllberge vorbei, es ging in eine Höhe, in der ein Mensch ohne Sauerstoff und Heizung nicht überleben konnte. Der Airbus machte eine weite Kurve nach Südosten und durchbrach die Wolkendecke. Die Sonne und ein Wolkenteppich breiteten sich vor den Augen der Fluggäste aus, Engelbert setzte die Sonnenbrille auf.

Eine weitere, höhere, löchrige Schicht schob sich über ein Meer aus Wolken, das kein Ende und keinen Rand zu haben schien. Drei leuchtende Kometen auf waagrechtem Kurs erschienen südwestlich – es waren Flugzeuge, die einen ähnlichen Kurs flogen. Drei Sonnen leuchteten, eine tatsächliche, eine gespiegelte am Flügel und eine weitere reflektiert im Dunst zwischen den Wolken.

Nach kaum einer Stunde und dreißig Minuten näherte sich der Airbus dem Ziel, verlor an Höhe und an Ruhe, durch die Wolken zeigten sich Bergzüge und Täler, in denen sich Nebel schmiegte. Die hässliche Hydraulik der Bremsklappen erschien und kündigte das Ende des Fluges an.

Vor dem Abflug in Stuttgart hatte er Alois kennengelernt, einen Bosnier aus Sarajevo, der während der Belagerung im Bürgerkrieg durch den sogenannten Sarajevo-Tunnel unter dem Flughafen floh, in München verzweifelt fast wieder umkehrte, dann erfuhr, dass er Verwandte in Stuttgart hatte, die ihm halfen. Später arbeitete er als Friseur. Tatsächlich hieß er nicht Alois, sein wirklicher Vorname erschien jedoch für den deutschen Sprachraum ungeeignet. Sein erster Chef taufte ihn um in Alois und er behielt diesen Namen bei, als er sich selbstständig machte.

Alois ließ sich von einer Verwandten vom Flughafen abholen, die beiden nahmen Engelbert in die Innenstadt mit. Unmittelbar nach der Abfahrt erschien ein völlig zerschossenes, großes Bürogebäude. Ein Überbleibsel aus dem Krieg, meinte Alois. Engelbert kam, um

zum Ersten Weltkrieg zu forschen, deswegen musste er erst überlegen, welchen Krieg Alois meinte.

Alois und seine Begleiterin fuhren ihn an das Hotel, ein ehemaliges Hamam oder orientalisches Dampfbad direkt neben der alten Kaisermoschee, der Careva džamija. Ein Investor hatte das zuvor völlig verfallene Gebäude renoviert und zu einem Hotel mit integriertem neuen Dampfbad umgewandelt: ein schönes Gebäude im orientalischen Stil mit Bogenfenstern, blauen Arabesken und Mauresken.

Leider musste das Hamam selbst während seiner Anwesenheit repariert werden, so dass es Engelbert nicht benutzen konnte. Am letzten Tag ging es wieder in Betrieb, er wollte es zumindest fotografieren, die hohe Luftfeuchtigkeit beschlug sofort die Linse.

Aus seinem Zimmer konnte er in den Hof der direkt hinter dem Hotel liegenden Kaisermoschee blicken. Ein gewisser Mehmed II., der Eroberer von Konstantinopel, erbaute diese älteste Moschee Sarajevos, so las er. Nach einer Zerstörung wurde sie unter Süleyman I. inklusive dem Hamam wieder errichtet. Süleyman I. galt ebenfalls als bedeutender Herrscher jener Zeit, neben vielen Feldzügen lag die erste Belagerung von Wien im Jahre 1529 in seiner Verantwortung. Die Ausdehnung und die Macht des Osmanischen Reiches erreichte während seiner Herrschaft von 1520 bis 1566 ihren Höhepunkt.

Engelbert legte sich in das geschnitzte, mit Ornamenten verzierte Bett und las wie jeden Abend vor dem Einschlafen in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia, seinem Steckenpferd seit bald 20 Jahren. Er ging seine Beobachtungsliste durch, ob jemand Änderungen an von ihm betreute Artikel vorgenommen hatte und ob diese akzeptabel waren, dann ließ er sich durch die Matrix der Querverlinkungen treiben.

»Am Ende ist es nicht so, dass man plötzlich die Welt versteht und der Moment kommt, an dem alles einen großen Sinn ergibt. Wikipedia bleibt ein Puzzle aus bezaubernden Einzelteilen. Vor allem habe ich gelernt, dass Lernen und Wissen sammeln etwas Wunderschönes ist. Die Leute freuen sich, wenn ein Autor die Welt mit Detailwissen ein bisschen bunter macht.« – Das hatte der Journalist

Peter Grünlich geschrieben, der zudem meinte: »Wikipedia ist das Gedächtnis der Menschheit«. Engelbert legte das Smartphone zur Seite und schaltete die Nachttischlampe aus.

Er besuchte am nächsten Morgen zunächst den Basar. Franz Ferdinand von Österreich-Este hatte dies zwei Tage vor dem Attentat in Abweichung vom offiziellen Programm ebenfalls getan. Ob die Attentäter den Thronfolger beobachteten?

Keine Lücke zeigte sich zwischen den Schaufenstern an den Fronten der niedrigen Häuser, kleine und kleinste Geschäfte, Cafés, Restaurants. Außerhalb der Altstadt hatte sich in Sarajevo viel realsozialistische Patina erhalten, hier sah es dagegen eher aus wie in einem modernisierten orientalischen Basar. Die Gehwege dazwischen zeigten sich trotz des unfreundlichen Novemberwetters sehr belebt, ein geschäftiges Treiben in jedem Winkel.

Die großzügig angelegte Begova-Moschee nahe diesem Agglomerat bildete einen schönen Kontrast. Die Kirchen verschiedener Konfessionen, die römisch-katholische Herz-Jesu-Kathedrale, die orthodoxe Mariä-Geburt-Kathedrale und die alte Synagoge – heute ein Museum – befanden sich etwas außerhalb des ältesten Kerns. Eine bunte Mischung bevölkerte die Gassen, vereinzelt offenkundig muslimische Bosniaken im alten Stil, die Mehrzahl jedoch Bosnier im westlichen Outfit des 21. Jahrhunderts.

Die Preise in Sarajevo lagen deutlich günstiger als in den meisten anderen europäischen Ländern, es machte Spaß herumzuschauen und den einen oder anderen Kauf zu erwägen. Engelbert besuchte die Stadt aus anderen Gründen, nahm ihre touristische Qualitäten dennoch angenehm überrascht wahr, die feucht-nasse Witterung konnte den positiven Eindruck der Stadt kaum schmälern.

Es fiel ihm fast schwer, sich auf seine eigentliche Aufgabe zu konzentrieren, zum Einstieg besuchte er das kleine und kaum beheizte Museum an der genauso unseligen wie unauffälligen Ecke gegenüber der Lateinerbrücke.

Am Eingang lief ein Hollywoodfilm seine dreiminütige Endlosschleife. Sowohl die Rollen des Thronfolgerpaars wie jene der Attentäter spielten attraktive Schauspieler, was der Realität eher nicht entsprach. Die Handlung selbst wurde im Detail ebenfalls nicht

ganz richtig dargestellt, wohl der besseren Dramaturgie des Drehbuches geschuldet, die den Vorzug gegenüber der historischen Korrektheit erhalten hatte. Manche Szenen fand er jedoch ausnehmend gut gespielt. Leider gab es keinen Hinweis, welche Verfilmung es war.

Engelbert betrachtete die Fotos der sieben Attentäter, von denen sich letztendlich nur zwei zur Tat durchringen konnten. Einige litten an unheilbarer Tuberkulose und hatten sich wohl nicht zuletzt deswegen zum Attentat mit nachfolgendem Selbstmord bereit erklärt.

Er ging das offizielle »Programm für die Reise Seiner k.u.k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Generalinspektors der gesamten bewaffneten Macht Erzherzogs Franz Ferdinand nach Bosnien und der Herzegowina vom 23. bis 30. Juni 1914« durch. Man hatte damit unvorsichtigerweise den Attentätern sehr genau den Ablauf des Besuchs dargelegt: »Dienstag den 23. Juni. Nachmittags 9 Uhr 30 Minuten: Höchste Abreise von Wien, Südbahnhof. ... Sonntag den 28. Juni. Vormittags 9 Uhr 25 Minuten: Höchste Fahrt mit Hofsonderzug von Ilidža nach Sarajevo. Vormittags 10 Uhr: Höchste Automobilfahrt über Mustajbeggasse-Appelquai zum Rathaus. Dem Automobil Seiner k. und k. Hoheit fahren im ganzen Stadtbereich der Regierungskommissär und Bürgermeister voran. Vormittags 10 Uhr 10 Minuten: Am Portal des Rathauses untertänigste Begrüßung seitens des Bürgermeisters und der beiden Vizebürgermeister. (Salonanzug). Höchste Besichtigung des Säulenhofes. Vormittags 10 Uhr 30 Minuten; Höchste Fahrt mit Automobilen zum neuen Landesmuseums über Appelquai, Franz Josephstraße, Rudolfgasse, Ferhadija, Čemuluša, Hiseta. Vormittags 10 Uhr 40 Minuten: Höchste Ankunft im Landesmuseum.« – Zum damals neuen Landesmuseum sollte der Erzherzog nicht mehr kommen.

An der Straßenecke des Attentates – im Jahre 2018 ein Museum, 1914 die Spezereihandlung Moritz Schiller – befestigten nach 1918 die jeweiligen Machthaber Gedenktafeln mit ihrer Sicht der Dinge. Auf der wohl ersten, am 2. Februar 1930, dem 15. Todestag dreier Attentäter, eingeweihten Tafel stand sinngemäß: »An diesem historischen Platz brachte Gavrilo Princip am Veitstag 1914 die

Freiheit.« Am 17. April 1941 übergaben »Volksdeutsche« diese Tafel den einmarschierenden Soldaten der Wehrmacht. Hitler hatte sie zuvor als einzig relevantes Kriegssouvenir bezeichnet und sie sich zu seinem 52. Geburtstag gewünscht. Von der feierlichen Übergabe schoss Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann Fotos, die ein serbischer Journalist im Jahre 2013 in der Bayerischen Staatsbibliothek wiederfand. Der Vorgang wurde dann als »Bindeglied zwischen den Weltkriegen« und als Hitlers »epochale Rache« apostrophiert.

Am 7. Mai 1945, einen Tag nach der Einnahme Sarajevos durch Titos Partisanen, gab es eine neue Plakette, Aufschrift sinngemäß: »Im Zeichen der ewigen Dankbarkeit an Gavriilo Princip und seinen kämpfenden Freunden gegen die germanischen Eroberer, stiftet diese Tafel die Jugend von Bosnien und Herzegowina – Sarajevo 7. Mai 1945«.

Am 28. Juni 1952 kam wiederum eine andere Tafel an den Platz: »Von diesem Platz hatte am 28. Juni 1914 Gavriilo Princip mit seinen Schüssen den Volksprotest gegen die Tyrannei und das Jahrhundertwährende Streben unserer Völker nach der Freiheit ausgedrückt«. An der Stelle, an der Princip während des Attentates gestanden haben soll, installierte die Stadtverwaltung eine Zementplatte mit Fußabdrücken, die während des Bosnienkrieges in den 1990er Jahren genauso wie die Gedenkplatte von 1952 verschwand.

Nach dem Bosnienkrieg hieß die zeitweilig nach Princip benannte Brücke wieder Lateinerbrücke. Am Ort des Attentates fand Engelbert eine Gedenktafel mit Inschriften in bosnischer und englischer Sprache, die den Vorgang neutral beschrieb: »Am 28. Juni 1914 verübte Gavriilo Princip von diesem Platz aus ein tödliches Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sofia«.

Er ging über die Brücke zum anschließenden kleinen Park At Mejdan, in dem ein hübscher Musikpavillon im Stil des Historismus stand. Dort befand sich das Café Muzički, dessen verglastes Obergeschoss den Blick auf den Ort des Attentats erlaubte. Aus den Lautsprechern klang eine Cover-Version von Lou Reeds »Walk on the Wild Side«.

Lou Reed meinte etwas anderes, Engelbert assoziierte jedoch mit

der »Wild Side« die Seite des Flusses, an dem sich am 28. Juni 1914 die meisten der Attentäter aufgereiht hatten, um den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand zu ermorden; eine Gruppe überwiegend sehr junger Menschen, verfallen der großserbischen Propaganda.

Engelbert überflog auf dem Smartphone die einschlägigen Wikipedia-Artikel, zunächst einmal jene zur Stadt und ihrer Geschichte: Sarajevo bildete Jahrhunderte den westlichsten Vorposten des osmanischen Reiches, daraufhin einige Jahrzehnte den östlichsten Vorposten Europas. Bosnien kam zugute, dass weder Kroaten und Ungarn noch die Serben im Mittelalter ihre Herrschaft stabilisieren konnten, so dass sich nach dem Abschütteln der byzantinischen Herrschaft ein Bosnisches Königreich bilden konnte, das im 14. Jahrhundert die Serben in der Schlacht am Amselfeld mit einem großen Kontingent unterstützte. Für das Amselfeld bei Pristina stand der serbokroatische Name Kosovo, der seit 2008 für die aus dem alten Jugoslawien entstandene Republik gilt.

Die Historiker stritten später darüber, ob diese Schlacht am Veitstag 1389 im Kosovo unentschieden ausging oder ob sie mit einem Sieg der Osmanen endete. Zum Unentschieden tendierte Engelbert, denn das serbische Königreich existierte nach der Schlacht noch gut sieben Jahrzehnte, es konnte damit keine vernichtende Niederlage gewesen sein. Dennoch schwächte sie in jedem Fall den Widerstand der serbischen Fürsten gegen die osmanische Expansion und indirekt zudem Byzanz. Die Osmanen konnten im Laufe des 15. Jahrhunderts sowohl Serbien wie auch Bosnien und Konstantinopel – dann Istanbul genannt – ihrem Reich einverleiben. Österreich-Ungarn besetzte Bosnien 1878 und annektierte es 1908.

Der Schlacht von 1389 kam angeblich eine nicht ganz unwesentliche Rolle beim Attentat im Juni 1914 zu, denn aus der Schlacht gerann in den Jahrhunderten und vor allem in den Jahrzehnten vor dem Attentat ein Mythos, die traditionellen Guslaren verbreiteten die »Kosovo Epen«. Die Gusle ist ein traditionelles Saiteninstrument, eine einsaitige Laute, die mit einem Bogen gestrichen wird.

Die Schlacht auf dem Amselfeld verklärte sich im Lauf der Zeit. Das Amselfeld entwickelte sich im serbischen Selbstverständnis

zum schicksalhaften Ort. Als Gedenktag der Schlacht legte Serbien ab dem Jahre 1900 den 28. Juni fest, da der St. Veitstag entsprechend dem julianischen Kalender vom 15. Juni in dieser Zeit auf den 28. Juni im gregorianischen Kalender umgerechnet wurde – ausgerechnet an diesem Tag besuchte Franz Ferdinand im Jahre 1914 Sarajevo.

Inwieweit das seinerzeit als besondere Provokation gesehen wurde, darüber waren später die Meinungen geteilt. Die mit Serbien verbündeten Entente-Mächte Frankreich und Großbritannien begingen den Veitstag während des Ersten Weltkrieges ganz offiziell, in den USA gedachte man im Jahre 1918 dem Kossovo Day und hisste am Weißen Haus die serbische Fahne.

Bei der Schlacht im Jahre 1389 kamen beide Staatsoberhäupter ums Leben, Sultan Murad I. und der serbische Fürst Lazar Hrebeljanović. Der Sultan starb dabei wohl nicht während der Schlacht, ein gewisser Miloš Obilić soll ihn im Nachhinein mit einem Kurzschwert ermordet haben. 1847 schrieb der montenegrinische Fürstbischof Petar II. den Nationalepos »Der Bergkranz« über den Befreiungskampf der Montenegriner und Serben gegen die Türken. Gavrilo Princip, der Mörder des Thronfolgers im Jahre 1914, kannte diese Dichtung angeblich auswendig.

Dieser Miloš und ein Bogdan Žerajić waren Vorbilder für Princip. Žerajić hatte am 15. Juni 1910 in Sarajevo fünf Schüsse auf den Statthalter Österreich-Ungarns in Bosnien und Herzegowina abgegeben, der jedoch überlebte. Mit der sechsten und letzten Kugel erschoss sich der Täter selbst. Princip und seine Spießgesellen hielten sich des öfteren an seinem Grab auf.

Engelbert prüfte, ob sich das staubfeine Kaffeepulver im langstiligen Kännchen namens Cezve schon soweit abgesetzt hatte, dass er den Kaffee in seine Mokkatasse gießen konnte. Die Osmanen hatten diese Art der Kaffeezubereitung eingeführt.

Serbien konnte sich 1867 von den Osmanen befreien und seine Unabhängigkeit wieder erlangen, Bosnien dagegen erlebte 1878 nur den Wechsel des Okkupanten, an die Stelle der Osmanen traten die Habsburger, was auf letztendlich erfolglosen Widerstand vor allem seitens der muslimischen Bevölkerung traf.

Sarajevo stellte sich als multikulturelle Stadt schlechthin dar, bis

zum Bürgerkrieg in den 1990er Jahren lebten die Religionen und Ethnien relativ friedlich zusammen: Moslems, Katholiken, Orthodoxe, Juden.

Hitler hasste Wien wegen seiner ethnischen Vielfaltigkeit, was hätte er erst zu Sarajevo gesagt? Ist es Zufall, dass gerade eine solche weltoffene Stadt wie Sarajevo Ausgangspunkt eines Weltkrieges wurde und einige Jahrzehnte später durchaus einen weiteren Weltkrieg hätte verursachen können, wenn Russland in den Jugoslawienkriegen gleich 1914 auf eine militärische Option zugunsten Serbiens gesetzt hätte?

Engelbert nahm die Örtlichkeiten des Attentates in Augenschein. Die Namen der jungen Männer konnte er sich nicht merken, zur Aufzählung brauchte er elektronische Hilfe: Nedeljko Čabrinović, Vaso Čubrilović, Trifun Grabež, Danilo Ilić, Muhamed Mehmedbašić, Cvetko Popović und Gavrilo Princip.

Fast alle standen an jenem fatalen Tage auf der wild side des Appelquais, heute Obala Kulina Bana nach dem mittelalterlichen bosnischen König Kulin Ban benannt, zeitweise hieß sie Obala Adolfa Hitlera.

Engelbert begrenzte sein Interesse überwiegend auf Princip. Einerseits, weil er der letztendlich »erfolgreiche« Attentäter war, andererseits, weil er sich allein dessen Name merken konnte.

Gavrilo Princip war ein junger Fanatiker, der sich ausgestoßen und zurückgesetzt empfand. Radikale Agitatoren hatten mit ihm und seinen Gefährten leichtes Spiel. Princip meinte selbst kurz nach seiner Festnahme: »Wo ich hinkam, hielt man mich für einen Schwächling, für einen Menschen, der durch das übermäßige Studium der Literatur vollkommen zugrunde gerichtet war.«

Geboren 1894, besuchte er eine Handelsschule in der Stadt Tuzla und daraufhin ein Gymnasium in Sarajevo. Im Februar 1912 beteiligte er sich an regierungsfeindlichen Demonstrationen in Sarajevo, er wurde daraufhin der Schule verwiesen. Im südwestlich von Sarajevo gelegenen Ort Hadžići kam er erstmals mit der Schüler- und Studentenbewegung Mlada Bosna, deutsch Junges Bosnien, in Kontakt.

Engelberts Augen gingen im Text zurück zum Ortsnamen Hadžići. Jahrzehnte später sollte diese Stadt im Bosnienkrieg von

der NATO mit Uranmunition beschossen werden, gut 1000 Krebstote seien nach manchen Schätzungen die Folge gewesen. Munition aus abgereichertem Uran benutzten die Armeen wegen seiner großen Dichte und der dadurch bedingten hohen Durchschlagskraft. Ob und inwieweit es zu Langzeitschäden durch die Strahlung kam, blieb noch Jahrzehnte später umstritten.

Tuzla hallte ebenfalls im Gedächtnis. Am 25. Mai 1995 feierte vor allem die Jugend ihren Tag, den offiziellen Tag der Jugend eben. Es war zudem der erste warme Tag seit Wochen, weshalb sich abends in der Altstadt viele junge Menschen aufhielten. Kurz vor 21 Uhr detonierte eine Artilleriegranate, 71 überwiegend junge Menschen lagen tot und gut 170 verletzt auf der Straße. Engelbert schloss den entsprechenden Artikel in der Wikipedia-App. Er war wegen eines anderen Krieges hier, zurück zum Thema, ermahnte er sich.

Die im Jahre 1903 in Mostar in Erscheinung getretene Mlada Bosna galt eher als Bewegung denn als eine feste Organisation, der Name war ein Sammelbegriff für zahlreiche anti-klerikale und serbisch-nationalistische Geheimzirkel, die der Habsburger-Monarchie Widerstand leisten wollten, wobei es sich zum Großteil um jugendliche serbische Bosnier handelte.

Die Mlada Bosna stand vermutlich unter Einfluss des straff organisierten, 1911 gegründeten Geheimbundes Schwarze Hand, der sich überwiegend aus serbischen Offizieren rekrutierte. Die Jungbosnier verfolgten die Ziele, Bosnien-Herzegowina von der österreichisch-ungarischen Besatzung zu befreien sowie den Zusammenschluss der südslawischen Provinzen mit Serbien und Montenegro und die damit verbundene Bildung Jugoslawiens zu ermöglichen.

Im Mai 1912 ging Princip nach Belgrad, um dort das Gymnasium zu besuchen und anschließend zu studieren. Hier geriet er in das Umfeld der serbischen nationalistischen Organisation der Schwarzen Hand. Angehörige der Organisation griffen Jugendlichen materiell und emotional unter die Arme, wenn sie sich empfänglich für die ideologischen Beigaben zeigten.

Der serbische Offizier Vojislav Tankosić nahm sich Princip an. Zu Beginn des Ersten Balkankriegs wollte sich Princip im Oktober 1912 als Tschetnik freiwillig melden und das Amselfeld, die my-

thische Wiege Serbiens, von der Herrschaft der Osmanen befreien. Tankosić lehnte ihn damals mit den Worten ab: »Du bist zu klein und zu schwach«. Wahrscheinlich litt Princip schon damals an Knochen tuberkulose, einer Krankheit, an der er sechs Jahre später sterben sollte.

Vielleicht um die Demütigung zu kompensieren, begann er, Attentatspläne zu schmieden. Als der damals 19jährige Princip im März 1914 erfuhr, dass Franz Ferdinand Sarajevo besuchen werde, entschloss er sich zum Attentat. Tankosić unterstützte zusammen mit dem serbischen Oberst Dragutin Dimitrijević, genannt Apis, den Plan. Apis war ebenfalls Mitglied der Schwarzen Hand und Chef des serbischen militärischen Geheimdienstes. 1915 behauptete er, Tankosić habe ihm von Princip's Vorhaben berichtet, woraufhin er entschieden habe, ihm »eine Chance zu geben«. 1917 behauptete Apis sogar, er habe den Befehl zum Attentat gegeben. Kurz darauf ließen ihn die Serben nach einem Gerichtsverfahren mit vermutlich konstruierten Anklagepunkten erschießen, weil er mit seiner Geheimorganisation zu gefährlich und zu unberechenbar erschien.

Viele Historiker gehen von einer Mitwisserschaft der damaligen serbischen Regierung aus, Engelbert hielt die wenigen angeführten Indizien für nicht überzeugend, generell ausschließen wollte er es jedoch nicht. Angeblich wollte die serbische Regierung das Attentat verhindern, zu dieser Frage gab es unterschiedliche, sich teilweise widersprechende Angaben in den vielen Büchern, die Engelbert zum Thema gelesen hatte.

Ein Führungsoffizier trainierte 1914 die jugendlichen Verschwörer, sie erhielten in der Belgrader Parkanlage Topčider Schießunterricht. Apis wies sie an, sich nach dem Anschlag umzubringen. Die an Tuberkulose erkrankten Männer wussten, dass sie nicht mehr allzu lange zu leben hatten, und so waren sie einverstanden.

Vom 26. Mai bis zum 4. Juni 1914 reisten die Verschwörer auf zum Teil abenteuerlichen Wegen über Tuzla zurück nach Sarajevo, die Geheimorganisation trug das ihre dazu bei, dass sie die Grenze nach Bosnien unkontrolliert überschreiten konnten. In Tuzla stießen vier weitere Attentäter zur Gruppe.

Princip wohnte in Sarajevo im Anwesen Oprkanj 3, wenige hundert Meter vom Ort des Attentats entfernt. Danilo Ilić, ein weiterer Attentäter, war in dieser Straße geboren und aufgewachsen, weswegen sie nach dem Krieg bis 1993 nach ihm benannt war.

Engelbert betrachtete das Anwesen mit der Hausnummer 3. Es war ein Neubau, was ihn etwas enttäuschte. Er liebte es, wenn er Orte und Gebäude mit historischen Ereignissen verbinden konnte.

Ausgestattet mit Bomben, Pistolen und Zyankali nahmen die sieben Männer auf dem Appelquai Aufstellung.

Engelbert lief die Strecke ab und versuchte die Positionen ausfindig zu machen. Die genaue Aufstellung differierte in den Quellen, Engelbert hielt sich an die Darstellung im »Museum Sarajevo 1878-1918« direkt am Ort des Attentates. Derzufolge stand zunächst Mehmedbašić auf der Route von Fritz Ferdinand, es folgten Čabrinović und wenige Meter weiter, auf gleicher Höhe beidseits der Straße Čubrilović und Popović, alle im Bereich der heutigen Čumurija-Brücke.

Princip wartete einige hundert Meter weiter an der Lateiner Brücke. Wiederum einige hundert Meter weiter an der Kaiserbrücke, heute Careva Čuprija, nahm als letzter Grabež seine Position ein. Ilić hatte keinen festen Standort, er pendelte zwischen den Gruppen.

Obwohl die mit dem Besuch einhergehende Gefahr nach menschlichem Ermessen den österreich-ungarischen Behörden bekannt gewesen sein musste, blieben die Sicherheitsvorkehrungen selbst nach damaligen Maßstäben nachlässig. Angeblich gab es mehr oder weniger konkrete Warnungen. Später spekulierten die Historiker darüber, ob der Thronfolger überhaupt eine reelle Chance hatte, aus Sarajevo lebend heraus zu kommen.

Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1910 die Stadt besuchte, waren die Vorsichtsmaßnahmen umfassend, unter anderem stand eine Doppelreihe Soldaten zu beiden Straßenseiten Spalier. Im Juni 1914 wurde dagegen vieles demonstrativ unvorsichtig gehandhabt. Man könnte fast meinen, dass Absicht dahinter stand. Wie der Politiker und Publizist Adalbert Sternberg später hierzu sarkastisch vermerk-

te, »stand im Jahre 1910 hinter jedem Baum ein Soldat, im Juni 1914 bei jedem Baum dagegen ein Mörder mit einer Bombe«.

In einem offenen Viersitzer fuhr das Thronfolgerpaar nahezu ungeschützt ihren Mördern entgegen, die – abgesehen von Čubrilović – auf der in Fahrtrichtung rechten, dem Fluss Miljacka zugewandten Seite der Straße standen.

Warum auf der rechten Seite? Damals herrschte doch Linksverkehr!? Vielleicht, weil die Attentäter sonst zu nahe gestanden wären und keinen Überblick gehabt hätten.

Mehmedbašić als erster in der Reihe tat nichts, angeblich erkannte er Franz Ferdinand nicht. Anders jedoch Čabrinović, er schlug den Kopf der Bombe an einem Straßenbahnmast ab, wartete einige Augenblicke, bis die Säure der Zündkapsel den Sprengstoff erreichte und warf sie dann. Der Zeitabstand zwischen Abschlagen und Zündung der Bombe lag bei etwa zwölf Sekunden, also nichts für schwache Nerven.

Als nicht sicher gilt, ob der Thronfolger die Bombe mit der Hand abwehrte oder ob sie am Verdeck abprallte; in jedem Fall explodierte sie erst unter dem nachfolgenden Auto, wobei es einige Verletzte gab. Čabrinović wollte Zyankali schlucken, verstreute es in der Aufregung und sprang über die niedrige Mauer in die flache Miljacka.

Einige Historiker behaupten zum Ärger von Engelbert entgegen der eigenen Aussage von Čabrinović, dieser habe das Zyankali geschluckt, es wirkte jedoch nicht.

Er betrachtete den Ort des Geschehens. Straßenbahnmasten gab es immer noch, vielleicht waren es sogar dieselben wie 1914. Das Café Mostar, in dem Čubrilović saß, als Čabrinović die Bombe warf, gab es dagegen nicht mehr. Das mit Bauzäunen umgebene und verlassene Gebäude war aber offensichtlich in besseren Zeiten tatsächlich als Restaurant oder Café genutzt worden. Engelbert ärgerte sich später, weil er die Quelle nicht mehr ausfindig machen konnte, wo er gelesen hatte, dass sich hier 1914 das Café Mostar befand.

Er blickte Richtung Osten, wohin der Autokorso nach dem ersten Bombenwurf weiterfuhr, vorbei an den restlichen Verschwörern, die nach dem ersten Anschlag zunächst nichts weiter unternahmen. Engelbert lief im strömenden Regen zum ehemaligen Rathaus,

das heute Vijećnica genannt wird. Eines der bekanntesten Gebäude in Sarajevo und europaweit eines der bedeutendsten Beispiele des »pseudo-maurischen Stils«, las er in seiner Wikipedia-App. Die Vijećnica erinnerte ihn an sein Hotel, nur eben in monumentalen Dimensionen. Ursprünglich sollte der tschechische Architekt Karel Pařík die Vijećnica planen. Pařík prägte um 1900 das Stadtbild von Sarajevo wesentlich mit, nicht zuletzt durch ihn bekam die orientalische Stadt ein zunehmend urbanes und europäisches Aussehen.

Der damalige Gouverneur Benjámín Kállay wollte jedoch ein mehr vom maurischen Stil beeinflusstes Gebäude, denn seine politische Taktik lag darin, eine »bosniakische Identität« als Gegenpol zu südslawischen Einigungsbestrebungen zu schaffen, die den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn gefährdeten und dann eine Grundlage des Attentates von 1914 sein sollten. Deswegen übernahm auf seinen Geheiß hin der Architekt Alexander Wittek das Projekt und es entstand ein von orientalischer Formensprache geprägtes Gebäude, zunächst als Rathaus und seit 1947 als National- und Universitätsbibliothek genutzt.

Engelbert fand es wegen einer Veranstaltung geschlossen. Neben dem Eingang fielen ihm zwei Tafeln auf, eine in bosnischer, eine andere in englischer Sprache, sinngemäß hieß es dort: »In der Nacht vom 25. auf den 26. August 1992 brandschatzen serbische Verbrecher die Universitäts- und Nationalbibliothek von Serbien-Herzegowina. Über zwei Millionen Bücher, Zeitschriften und Dokumente wurden Opfer der Flammen. Niemals vergessen, zur Erinnerung und Warnung.«

Engelberts Gedanken gingen zurück, 1989 stand er mit vielen anderen auf der Berliner Mauer, wenige Tage zuvor hätten die DDR-Grenzschützer geschossen. Um 1990 fiel der Eiserne Vorhang, wie die Trennlinie zwischen den marktwirtschaftlich orientierten demokratischen Staaten und den planwirtschaftlich geleiteten, realsozialistischen Diktaturen genannt wurde. Der Strudel erfasste Jugoslawien, wie einst Österreich-Ungarn ein Vielvölkerstaat, in dem sich die Völker nicht unbedingt mit dem gemeinsamen, im Falle von Jugoslawien in erste Linie von Serben kontrollierten Staat identifizieren konnten.

Zunächst erklärten 1991 Slowenien und Kroatien ihre Unabhängigkeit. Bosnien-Herzegowina verließ am 2. März 1992 den jugoslawischen Staatsverband. Im Gegensatz zu Slowenien und Kroatien gab es hier eine bedeutende serbische Minderheit. Die Serben gründeten in den von ihnen kontrollierten Gebieten die »Serbische Republik Bosnien und Herzegowina«, kurz darauf brach der Bosnienkrieg aus.

Am 4. April 1992 eroberten serbische Truppen den Flughafen von Sarajevo, Verbände der jugoslawischen Bundesarmee stationierten auf den Höhenzügen um die Stadt hunderte Artilleriegeschütze, Panzer und Mörser. Am 2. Mai 1992 verhängten die bosnisch-serbischen Einheiten ganz offiziell die Blockade über Sarajevo und unterbanden die Versorgung der Stadt.

Die Verteidigung forderte große Opfer, menschliche wie materielle, so die Nationalbibliothek, die 78 Jahre zuvor noch Rathaus war. Sie galt als Symbol und kulturelles Gedächtnis der Stadt, vermutlich deswegen wurde sie ein bevorzugtes Ziel für die Belagerer. Vom Jahre 1996 an baute Sarajevo die Nationalbibliothek wieder auf, nicht zuletzt mit Mitteln der Europäischen Union. Die handgemalten Vorlagen der Fliesen an der Außenfassade fanden sich in der Zsolnay-Porzellanmanufaktur in Fünfkirchen, heute die ungarische Stadt Pécs mit einer bedeutenden deutschen Minderheit. Zsolnay konnte die Kacheln originalgetreu anfertigen, am 9. Mai 2014 eröffnete die Vijećnica wieder.

Engelbert betrachtete auf seinem Smartphone ein Foto von Franz Ferdinand und Sophia auf der Treppe zum Eingang, vor dem er gerade stand. Im Rathaus angekommen, unterbrach Franz Ferdinand die Willkommensrede des Bürgermeisters Effendi Fehim Čurčić und beschwerte sich über den Empfang mit Bomben. Čurčić galt als Habsburgerfreund und erschien deshalb den serbischen Blättern als ein rotes Tuch, oder, so ein Originalton, als »verfluchter Hundesohn«. Čurčić war der letzte Bürgermeister Sarajevos unter österreichisch-ungarischer Herrschaft, sein Vater Ragib Čurčić das letzte Stadtoberhaupt unter türkischer Herrschaft.

Der allerhöchste Rüffel galt wohl eher dem Landeschef Oskar Potiorek, ziviler Verwaltungschef wie militärischer Oberbefehlshaber.

haber. Potiorek hatte es bis zum stellvertretenden Generalstabschef der sogenannten Gemeinsamen Armee geschafft, die den größten Teil des Heeres der Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie ausmachte. Bei der Neubestellung des Generalstabschefs im Jahre 1906 hatte sich der Kaiser auf Wunsch von Thronfolger Franz Ferdinand für Franz Conrad von Hötzendorf entschieden, der eine der treibenden Kräfte für einen Krieg mit Serbien und damit einer der Hauptverantwortlichen für den Ersten Weltkrieg werden sollte. Potiorek wurde dagegen nach Bosnien versetzt, vermutlich um Reibereien mit Hötzendorf zu vermeiden.

Potiorek hatte den Thronfolger zu Manövern nach Bosnien eingeladen, die am 26. und 27. Juni 1914 ausgetragen wurden. Die schon am Abend des 27. Juni aus Sicherheitsbedenken geplante vorzeitige Abreise von Franz Ferdinand lehnte Potiorek vermutlich aus Sorge um sein eigenes Prestige ab. Potiorek hatte die Verantwortung für die laxen Sicherheitsmaßnahmen zu tragen, abgesehen davon kam vermutlich ihm das unrühmliche Verdienst zu, dass der Thronfolger nach dem ersten Anschlag nicht umgehend aus der Stadt gebracht wurde. Aide-de-camp Carl von Bardolff schlug angeblich vor, die Straßen räumen zu lassen, durch die man fuhr, Potiorek lehnte dies ebenfalls ab.

Dagegen beschloss man nach dem ersten Attentat eine Abänderung der Fahrtroute, weil der Thronfolger einen Verletzten des ersten Anschlages im Krankenhaus besuchen wollte. Damit fuhr der Konvoi erstens wieder denselben Weg zurück, auf dem die Attentäter aufgereiht waren, und zweitens kam es zu einem verhängnisvollen Fehler: Der Fahrer Leopold Lojka wurde über die Routenänderung nicht aufgeklärt und bog nach nicht ganz 400 Metern genau an der Ecke ab, an der zu diesem Zeitpunkt Princip stand. Als der Fahrer den Irrtum bemerkte, hielt er das Auto nur etwa zwei Meter vor Princip an, wodurch, wie sich ein zeitgenössischer Kommentator ausdrückte, »das edle Wild zum Abknallen in unmittelbarer Nähe des Schützen hingestellt wurde«.

Obwohl aus dieser Entfernung ein Fehlschuss kaum möglich erschien, traf Princip zunächst die in Stuttgart geborene 46-jährige Sophie Chotek von Chotkowa in den Unterleib. Die Kugel durch-

schlug zuvor die Fahrzeugwand, verwandelte sich dabei in ein sich drehendes, scharfkantiges Dum-Dum Geschoss und zerriss so die Eingeweide der Herzogin besonders effektiv.

Princip gab später an, er habe Potiorek treffen wollen. Angeblich sagte der Thronfolger zu seiner Frau noch »Sopher! Sopher! Stirb nicht! Bleib' am Leben für unsere Kinder!« Dann oder schon zuvor traf ihn der zweite Schuss in den Hals.

Engelbert hielt es für unwahrscheinlich, dass er zu diesem Ausruf noch Zeit hatte. Der auf dem linken, in dieser Situation falschen Trittbrett stehende Adjutant Franz von Harrach drehte sich um und rief: »Majestät, was ist Euch?« Der 50-jährige Franz Ferdinand erwiderte: »Es ist nichts.« Unmittelbar darauf verlor er das Bewusstsein.

Der Thronfolger blutete nicht in erster Linie aus der Einschusswunde selbst, sondern vor allem durch die Luftröhre, die von der verletzten Halsvene gespeist wurde. Im Heeresgeschichtlichen Museum Wien hatte sich Engelbert Jahre zuvor die blutverschmierte Uniform, das durchschossene Auto und die Kleidungsstücke der Herzogin angesehen, darunter eine kunstvolle Rose aus Stoff und ein blutbeflecktes Spitzentuch.

Leopold Lojka fuhr die tödlich Verwundeten zunächst rückwärts über die Lateinerbrücke und auf der anderen Flussseite in die Residenz von Potiorek, genannt Konak. Die Herzogin starb vermutlich schon vor der Ankunft, der Thronfolger spätestens dort auf einer Chaiselongue, die später aus dem Besitz Potioreks in das Heeresgeschichtliche Museum Wien gelangte.

Engelbert stand an der tödlichen Ecke, wo Princip vor der Spezereiwarenhandlung Moritz Schiller die Schüsse abgegeben hatte. Über diese Lateinerbrücke oder Latinska ćuprija ging es zum Konak, nahe dem Hotel von Engelbert. Er überquerte die Brücke und lief zu dem öffentlich nicht zugänglichen Gebäude und versuchte es über die Mauern zu fotografieren, der Zaun war zu hoch und der Winkel ungünstig.

Gegenüber befand sich eine Schule, neben deren Eingang zahlreiche Messingtafeln angebracht waren. Namen über Namen, die Todesdaten lagen zwischen 1994 und 1996, Tote des Bosnienkrieges. Nahebei lag die Brauerei, die mit dem Sarajevsko ein Bier her-

stellten, das Engelbert durchaus zusagte. Im Bosnienkrieg leisteten die Brunnen der Brauerei einen wichtigen Beitrag zur Wasserversorgung der belagerten Stadt.

Princip schluckte nach seinem Attentat Zyankali, das er erbrach. Die Pistole konnte er nicht mehr an die Schläfe setzen, da sie ihm aus der Hand geschlagen wurde.

In den Tagen unmittelbar nach dem Mord erwarteten die europäischen Regierungen jedoch keinen Krieg aus diesem Anlass, schon gar keinen Weltkrieg, wenngleich es viele Spannungen, offene Rechnungen und Altlasten gab.

Zunächst einmal stellte sich die Frage, ob und inwieweit das »offizielle Serbien« etwas mit dem Attentat zu tun hatte. Jahre nach dem Ersten Weltkrieg sollte der britische Außenminister Austen Chamberlain sagen: »Die Frage des Verhältnisses der serbischen Regierung zum Attentat hat gar keine Beziehung zur Frage der Verantwortlichkeit am Krieg.«

Anfang Juli 1914 hofften die in Wien zum Kriege drängenden Kräfte, dass sich aus den unmittelbar folgenden Untersuchungen eine Verbindung der Attentäter zur serbischen Regierung ergeben könnte. Die ließ sich nicht beweisen, dennoch gingen viele zumindest von einer moralischen Mitschuld Belgrads aus.

In Wien trat nur der Generalstabschef, jedoch unterstützt von großen Teilen der Presse, für die sofortige Mobilmachung gegen Serbien ein. Man stellte sich in Wien die entscheidende Frage, ob Deutschland »uns den Rücken gegen Russland deckt oder nicht«, denn Russland war erklärtermaßen ein Unterstützer Serbiens und hatte vitale Interessen auf dem Balkan.

Das deutsche Auswärtige Amt spielte zunächst nicht mit, da es richtigerweise den schon lange befürchteten Weltkrieg als Konsequenz voraussah. Dementsprechend ventilierte der deutsche Botschafter in Wien entsprechende Warnungen vor unbedachten Schritten.

Erst ein selbst für seine Verhältnisse außergewöhnlich dummes Statement seitens Kaiser Wilhelm II. führte zu einer 180-Grad Wendung des Amtes und zu einem Rüffel für den bremsenden Botschafter. Seine Majestät meinte außenpolitische Kompetenz mit